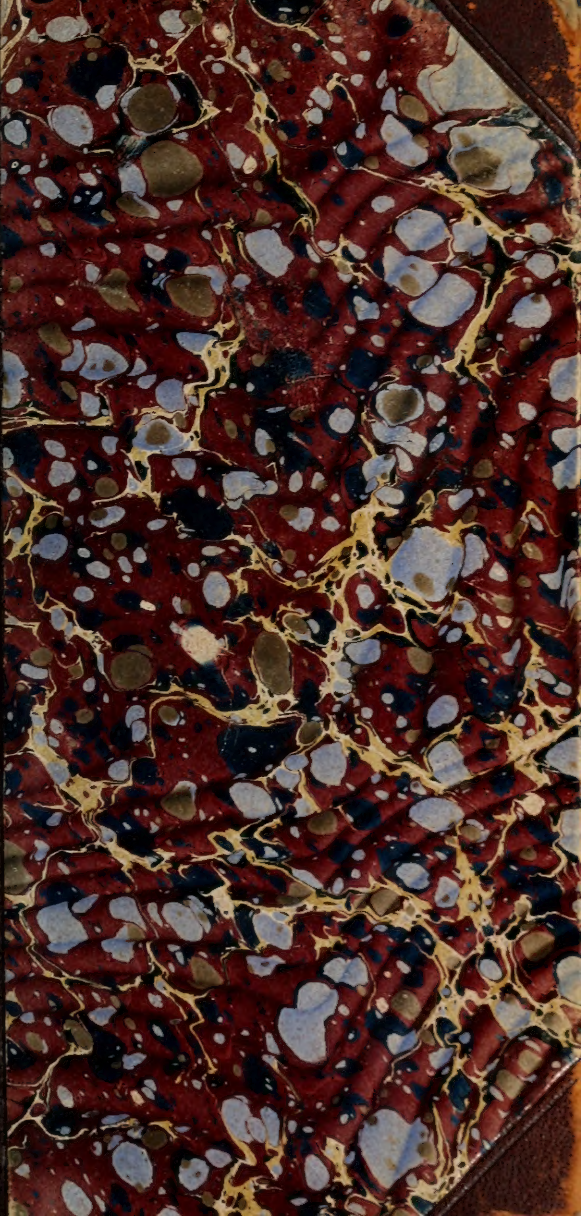
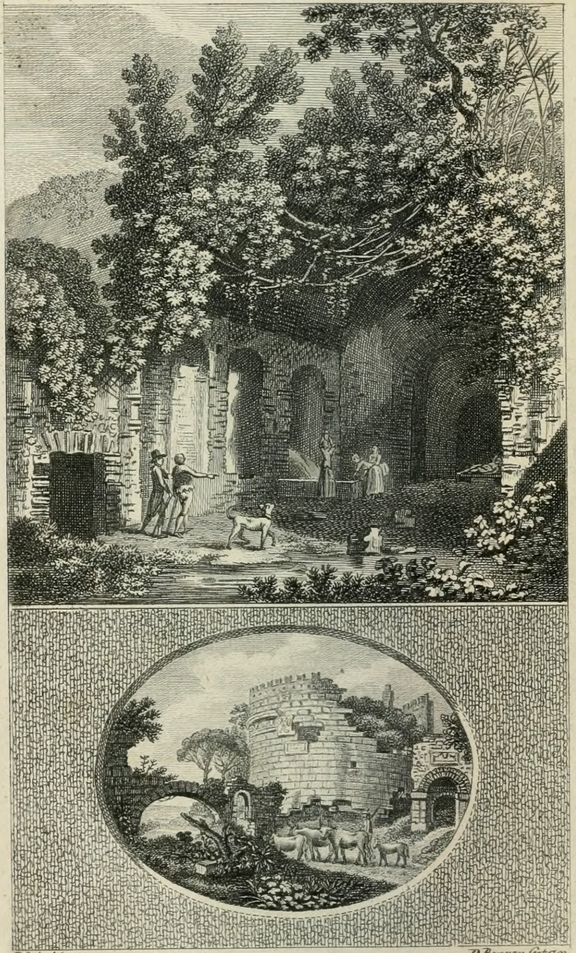


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/reiseneinesdeuts03mori

S. 186.



Lütke del.

D. Berger fecit 1792

HI
8626r

Reiſen eines Deutſchen in Italien

in den Jahren 1786 bis 1788.

In Briefen

von

Karl Philipp Moritz.

Dritter Theil.

31060

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1793.

8419

Reiſen
eines
Deutſchen in Italien
in den Jahren 1786 bis 1788.

Dritter Theil.

Rom, den 9. Oktober 1787.

Michel Angelo.

An einem heitern Vormittage trat ich zum erſtenmale in die ſixtiniſche Kapelle; der Strahl der Sonne erleuchtete nur mit ſchwachem Schimmer das heilige Dunkel, wo der Genius des erhabnen Künſtlers ſeine Rieſengeburten hinzauberte, welche die Nachwelt mit Staunen erfüllen.

Ueber ſeinem Haupte ſtand die herrliche Schöpfung, welche die Hand des groſſen Meiſters in zwanzig Monden vollendete, und die ſich mit der Schöpfung des Weltalls durch den ewigen Vater anhebt.

Auf der Rückwand bildet ſich in ungeheurem Umfange die Zerſtörung in ihrer ganzen grauenvollen Pracht — die letzte Poſaune erſchallt — die Gräber eröfnen ſich — zum Himmel ſteigen Seelige empor — Verdammte ſtürzen in den Abgrund nieder.

Der, welcher die Himmel zuſammenrollt wie ein Tuch, ſitzt auf dem erhabnen Richterſtuhle — an ſeine Seite ſchmiegt ſich ſeine Mutter — die Heiligen umgeben ſeinen Thron. — Auf dunkelblauem Grunde, wie in dem ungemeſſenen Luftraume, ſtellt ſich die furchtbare Scene dar.

Unten zur Rechten ſteigen von der ſchwindenden Erde, kaum noch mit Haut und Fleiſch umhüllt, und noch von dem ungewohnten Lichte geblendet, die Todten aus ihren Gräbern auf. — Wie vom Inſtinkt beſeelt, ſuchen ſie zu den Wolken ſich emporzuſchwingen, woraus ſich die mannichfaltigſten Gruppen bilden; indem der eine dem andern die Hände reicht, oder einer ſich an den andern klammert. Beſonders karakteriſtiſch iſt ein religiöſer Zug, den der Künſtler hier angebracht hat: einer der Aufſteigenden hält ſich nehmlich an dem Roſenkranze ſeines Vorgängers mit beiden Händen feſt, und läßt ſich damit zum Himmel hinaufziehen.

Die heiligen Märtyrer oben flehen um Rache, und St. Bartholomäus ſcheint in ſchrecklicher Verdoppelung da zu ſtehen; denn er hält die ihm abgezogene Haut zum Zeugniß vor dem Richter empor; die ihm ähnlichen Geſichtszüge in der abgezogene Haut vom Kopfe machen einen ſchrecklichen Anblick. —

Man kann ſich keinen furchtbarern Ausdruck denken, als in der Stellung eines in den Abgrund niederſinkenden Verzweifelnden —, der, mit der Hand auf der Stirn, gleichſam über ſeinen Sturz nachſinnend, die Möglichkeit ſeines entſetzlichen Verderbens noch nicht begreifen kann; und die Schmerzen, womit ſeine Peiniger ſchon anfangen ihn zu quälen, ſelbſt nicht zu empfinden ſcheint, indem er in dem einzigen verzweiflungsvollen Gedanken des hoffnungsloſen Elendes verſunken iſt, der alles übrige Bewußtſein und Empfindung in ſich verſchlingt. —

Hier iſt kein Haarausraufen, kein Händeringen — es iſt die im tiefen Nachſinnen über die Unermeßlichkeit des Unglücks verlohrne unthätige Verzweiflung. —

Der von umwindenden Ungeheuern unaufhaltſam herabgezogene Körper ſinkt überdem noch mit der ganzen Laſt der Trägheit in ſich ſelber. —

Die Arme ſind übereinander geſchlagen, und die linke ſtützt das ſinkende Haupt. —

Die ganze Senkung dieſer Körpermaſſe in ſich ſelber iſt hier bedeutend und ausdrucksvoll. —

Raub der Verzweiflung iſt der Gedanke, welcher im höchſten Grade hier verſinnlicht und lebendig dem Auge dargeſtellt wird. —

Dieß ſind die Ungeheuer, die an Beinen und Schenkeln den Verzweifelnden unaufhaltſam danieder ziehen; die ihm alle Kraft und allen Muth, und mit dieſem ihn ſich ſelber rauben. —

Alle Hoffnung iſt verſchwunden, und mit ihr auch jeder Gedanke des Widerſtrebens — nichts bleibt übrig, als der Ausdruck eines gleichgültigen, phlegmatiſchen Hinbrütens in dem Antlitz des Verzweifelnden. —

Die geringſte Kleinigkeit iſt in dieſer Figur nicht unbedeutend — daß die eine Hälfte des Antlitzes mit der Hand bedeckt iſt, und nur das eine ſtarre Auge hervorblickt — daß das ſchlaffe Herabhängen im Munde und in den Geſichtszügen nur halb ſich zeigt, und daß die ſtützende Hand das übrige verdeckt, läßt den furchtbaren Ausdruck der Verzweiflung gleichſam wie durch einen Vorhang ſchimmern. — Der ganze Körperbau verkündigt Kraft und Thätigkeit, die von dem Gipfel ihrer Hoheit auf einmal in den Abgrund des Elends danieder ſinkt. — —

Beim Michel Angelo herrſcht in gewiſſem Sinne mehr eine große Manier, als ein großer Styl — in ſofern man ſich nehmlich unter Styl das Feſtſtehende, Bleibende in dem ächten Kunſtwerke denkt, wodurch es ſelbſt über die Originalität ſich erhebt.

Man ſagt daher auch im antiken Styl, und nicht in antiker Manier, weil Manier ſchon die beſondere Art eines einzelnen, Styl aber keine beſondere Art, ſondern das weſentliche Schöne in der Kunſt ſelbſt bezeichnet.

Im antiken Styl heißt alſo nach den ächten Grundſätzen des Schönen bearbeitet, wo eigentlich keine Originalität mehr Statt findet.

Nun aber tragen die Werke des Michel Angelo ganz das Gepräge von ihm ſelber und von ſeiner eigenthümlichen Denkungsart, die freilich erhaben und oft furchtbar groß iſt.

Seine hohe Phantaſie vereinbarte ſich mit dem vollkommenſten Ausdruck der beſeelten Körperlichkeit in jeder Muskel, und die Macht dieſes Ausdrucks, welche in ſeiner Hand und ſeinem Pinſel ruhte, erhöhete wieder ſeine ſchaffende Phantaſie. —

Rom, den 10. Oktober.

Der unglückliche Erdenſohn, welcher auf der weiten Welt keinen Zufluchtsort mehr findet, iſt doch ſicher, nicht zu verhungern, wenn er als Pilger nach der heiligen Stadt wallfahrtet, wo ohne Unterlaß geſungen, gebetet und gebettelt wird.

Eine Suppe und ein Stück Brod findet er des Mittages bei jedem Kloſter; und je ſchneller einer dieß Mahl verzehren und mit ſeinem Topfe von einem Kloſter zum andern laufen kann, deſto mehrere Suppen kann er einärndten; weswegen man denn auch des Mittages immer eine Menge von Bettlern wie unſinnig mit ihren Töpfen auf den Straßen laufen ſieht.

So polizeiwidrig dieß nun auch ſeyn mag, ſo tröſtend bleibt doch der Gedanke, daß es einen Ort in der Welt giebt, wo der Allerärmſte, vom Schickſal ganz Verſtoßene, und von allen Menſchen Verlaſſene doch vor dem Verhungern geſichert iſt.

So wie bei den Alten der Arme und Hülfloſe zu dem heiligen Heerde trat, und unverletzlich war, wenn er zum Jupiter flehte, der das heilige Gaſtrecht ſchützte: ſo iſt auch hier der Bettler gleichſam eine unverletzliche Perſon; dem, wenn er noch ſo zerlumpt, und ſein Anblick noch ſo ekelhaft und widrig iſt, dennoch der Zutritt nicht verſagt werden darf, wenn er z. B. in einem Kaffeehauſe ſich in den glänzendſten Cirkel miſcht, und nach der Reihe herumgeht, um bei einem jeden ſeine Bitte beſonders anzubringen.

Non c'e niente! (es iſt nichts vorhanden; oder ich habe nichts bei mir!) iſt dann der gewöhnliche Ausdruck, womit man ſeine abſchlägliche Antwort ertheilt; wenn dann der Bettelnde noch ferner anhält, ſo hütet man ſich ſehr, ihn grob abzufertigen, ſondern giebt ihm zuletzt die milde Antwort: iddio vi provedera! (Gott wird für euch ſorgen!) womit dann der Anhaltende ſich gemeiniglich beruhigt; denn wenn man ihn erſt auf Gott und deſſen Vorſehung verweiſt, ſo iſt ihm das ein ſicheres Zeichen, daß man ſelber nicht geſonnen iſt, ihm einige thätige Hülfe zu leiſten, oder die Stelle der Vorſehung bei ihm zu vertreten.

Die gewöhnliche Bettlerformel iſt: date qualche coſá per l'amor di dio! (Gebt mir etwas aus Liebe zu Gott, oder, um Gottes willen!)

Dieſes date qualche coſá ſchallt einem nun den ganzen Tag, wo man geht und ſteht, in die Ohren. Einige ſchreien es laut auf der Straße, und indem ſie ſich ſtellen, als ob ſie in den letzten Zügen lägen, ſuchen ſie die Vorbeigehenden zum Mitleid und Erbarmen zu bewegen; andre ſtrecken demüthig die Hand gegen einem aus, und entfernen ſich duldend und ſchweigend, wenn man ſie mit einem non c'e niente! entläßt.

Die meiſten Bettler ſieht man mit verſtümmelten Gliedmaßen, die ſie gemeiniglich noch aus der Kindheit an ſich tragen, wo ihre Eltern ſie durch eine ſolche freiwillige Verſtümmelung in einen bemitleidenswerthen Zuſtand zu verſetzen ſuchten, um ihnen dadurch gleichſam ein ſicheres Kapital mitzugeben, das ihnen auf ihr ganzes Leben ein hinlängliches Einkommen verſchaffen, und ſie zugleich vor dem Hunger ſichern und vor der Arbeit ſchützen ſollte.

Denn das iſt gewiß, das man die Ermüdung von der Arbeit mehr als Verachtung, Niedrigkeit, Krankheit, und ſelbſt mehr als den bittern Tod ſcheuet.

Fatigua (Ermüdung) iſt ein Ausdruck, deſſen ſich der geringſte Tagelöhner bedient, wenn er für die unbedeutendſte Arbeit ſeinen Lohn verlangt; die Fatigua, die er dabei gehabt hat, bringt er über alles in Anſchlag, und dieſe muß ihm dann doppelt und dreifach bezahlt werden, damit er ſich ſo bald nicht wieder fatiguiren darf.

Was Wunder alſo, daß bei dieſem entſchiedenen Abſcheu vor aller Arbeit ſo mancher lieber ſeine Hand gelähmt zur Schau trägt, als daß er ſie zu nützlichen Geſchäften brauchen ſollte, die ihm nur Ekel und Widerwillen verurſachen.

Dieß geht ſo weit, daß ſich ein Bettler ſogar nicht-entblödet, ſeinen Abſcheu vor der Arbeit gleichſam ſcherzend als einen Grund ſeiner Bitte um Almoſen anzuführen.

So geht ein junger rüſtiger Kerl in einem ſchwarzen Rocke hier umher, und bedient ſich der folgenden Bettelformel: ſono caſcato dalla ſcala di pigrizia, ed ho rotto il braccio! (ich bin von der Leiter der Trägheit gefallen, und habe mir den Arm zerbrochen!)

Mancher wird durch die Aufrichtigkeit und Naivität dieſer niederträchtigen Bitte überraſcht, und giebt dem Kerl etwas, der das geradezu ſagt, was die Bettler ſonſt durch Lügen und Verſtellung zu verhehlen ſuchen.

Ein großer ſtarker Junge, von neunzehn Jahren, begegnet mir alle Morgen auf dem Korſo, und ſchreiet, daß man es ſtraßenweit hören kann, indem er eine ſteife gelähmte Hand ausgeſtreckt vor ſich hin hält: non ſón bono per fatiguare! (ich tauge nicht zum Arbeiten!) date mi qualche coſa per l'amor di dio!

Die Wohlhabenheit der Bettler ſcheint wirklich mit ihren Leibesgebrechen immer zuzunehmen: — ſo kriecht auf dem Korſo ein wohlgekleideter, dicker, fetter Mann umher, der keine Beine hat, und dem faſt jedermann giebt, wenn er nur ſtillſchweigend ſeinen Hut hinhält.

Dieſen ernähren ſeine fehlenden Beine ſo reichlich, daß er von tauſend andern Bettlern über dieſe einträgliche und ſo ſehr in die Augen fallende Verſtümmelung beneidet wird.

Er tröſtet ſich damit, daß es angenehmer iſt, beneidet als bemitleidet zu werden, und läßt es ſich in ſeinem ruhigen und behaglichen Zuſtande ſehr wohl ſeyn, welches man ſeinem zufriedenen Blick anſieht.

Er wird auch auf dem Korſo, wo er gewöhnlich ſeinen Sitz hat, von den Einwohnern ſchon ordentlich wie ein Nachbar betrachtet, und unterredet ſich mit ihnen über das Wetter, und über politiſche Gegenſtände.

Nächſt dieſem iſt einer der wohlhabendſten Bettler ein gewiſſer Bajocko, der vor dem griechiſchen Kaffeehauſe in der Strada Kondotti ſeinen Poſten hat.

Die Natur, welche dieſen Bajocko höchſt ſtiefmütterlich behandelt hat, gab ihm zum Erſatz ein ernährendes Kapital, das ſich eben auf die ungeheure Gebrechlichkeit ſeines Körpers gründet.

In Zwergengröße, mit ungeſtalten Füßen und Armen, ſieht er mehr einer ſich fortbewegenden Fleiſchmaſſe, als einem Menſchen ähnlich. Er hat ſchon ein Alter von achtzig Jahren erreicht, und nennt ſich ſelber den armen antiken Bajocko, welche Benennung, wegen des Kontraſtes zwiſchen ihm und einer ſchönen antiken Bildſäule, komiſch genug klingt.

Es giebt privilegirte Bettler, welche mit großen kupfernen Büchſen klappern, und für die Seelen im Fegfeuer Almoſen ſammlen, von denen ſie ihre Procente bekommen. Man wählt dazu gemeiniglich diejenigen, welche am fürchterlichſten durch Krankheiten entſtellt und verſtümmelt, oder ſo ſchattenähnlich ſind, daß es einem beinahe deucht, als hätten die gequälten Seelen im Fegefeuer aus ihrer Mitte eine Geſandtſchaft auf die

Oberwelt geſchickt, um bei den Lebenden ihre Vorredner zu ſeyn.

Der Ton, womit das le povere anime benedette del purgatorio um Mitleid fleht, wird noch immer trauriger und ſterbender, je öfter es, bis zur Heiſerkeit, den ganzen Tag über wiederholt wird, und die armen Flehenden dieſes unaufhörlichen Geſchreies am Ende ſelbſt müde werden.

Wenn man aber das Leben in ſeinem tiefſten Todesſchlummer ſehen will, ſo muß man es in der Indolenz der hieſigen lahmen und blinden Bettler betrachten, welche vom Morgen bis an den Abend, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, auf den Brücken ſitzen, und gegen die Vorübergehenden, wie Automate, ihre klappernden Büchſen ſchütteln, und ihre ewige traurige Formel wiederholen.

Eine gewiſſe Behaglichkeit ſieht man aber doch auch dieſen Menſchen in ihrem Elende an; weil ſie nun freilich nichts in der Welt mehr zu verlieren und auch nichts zu hoffen haben, und alſo wenigſtens wegen der Zukunft nicht mehr von drükkenden Sorgen genagt werden.

Sie haben ihre Rolle ausgeſpielt, und ſind nun hinter die Kuliſſen getreten, wo ſie unbekümmert dem wogenden Schauſpiel zuſehen, oder doch zuhören, und als ruhige Philoſophen in einer vollkommenen Apathie dem Augenblick entgegen ſehen, wo ihr letzter Hauch ſich mit der mild umwehenden Luft vermiſcht, und der Kerker ihres Leibes in den befreundeten Staub zerfällt.

Auch nehmen die gütigen Elemente den ſterbenden Elenden hier ſanft in ihren Schooß auf; ihn ſchüttelt kein rauher Nordwind; von feuchten Nebeln, von Froſt und Schnee erſtarren ſeine Glieder nicht; über ſeinem brechenden Auge wölbet ſich ein ſanftes Blau, und ein laues Lüftchen fächelt den Todesſchweiß von ſeiner Stirne. Er ſinkt in den Schooß der lächelnden Mutter zurück, die ihn gebahr, und nun zu ungeſtörtem Schlummer ſein müdes Auge zuſchließt, und aus dem Buche der Weinenden ſeinen Namen tilgt.

Wer entſcheidet, wo das wahre Unglück wohnt? ob in der verzweiflungsvollen Hingebung? oder in dem unruhigen, zweckloſen Abarbeiten aller Kräfte? In dem entſchiednen Wegwerfen ſeiner ſelbſt? oder in dem ängſtlichen, ungewiſſen Emporſtreben? Wer hat das Gefühl dieſes Zuſtandes und jenes auf der Waagſchale gewogen? Wer wird beneidet? und wer iſt der Beneidenswerthe?

Freilich macht hier der Tod noch kein Ende des Jammers in dem Begriffe der Lebenden. Tauſend Qualen warten noch des Elenden, der keinen Fürbitter unter den Lebenden findet, und keine Reichthümer zu ſpenden hat, um ſeine Seele zu löſen. — Darum finden denn auch die Bitten für die Armen, die im Fegfeuer leiden, in die guten Herzen Eingang, und die Prieſter erhalten doch ihre Gebühr auch von dem ärmſten Todten, durch das Mitleid ſeiner Brüder, die ihren letzten Pfennig zollen, um nur dem gequälten Schatten, der um Erbarmung fleht, Linderung und Ruhe zu verſchaffen.

Es giebt einen Kunſtgriff, um das Mitleid zu erwecken, welcher ſelten fehlſchlägt, weil er gerade die weichſte Seite des Herzens berührt, indem er die Empfindungen kindlicher, ehelicher, brüderlicher und ſchweſterlicher Liebe rege zu machen ſucht, um auch der bitterſten Armuth ſelbſt noch eine Gabe zu entlocken.

Zwei Bettler, Mann und Weib, ſtellen ſich nehmlich in einiger Entfernung gegeneinander über, und ſchreien mit heiſerer Stimme ein furchtbares Lied der Todten im Fegefeuer einander zu, wo die früh verſtorbene Tochter ihre Mutter, der erblaßte

Greis

Greis ſeinen überlebenden Sohn, Jünglinge und Mädchen ihre zärtlichen Geſchwiſter anflehen, für die Ruhe ihrer Seelen nur eine kleine Gabe zu opfern, und auf die Weiſe ihrer im Leben gepflogenen Freundſchaft, und der entflohenen Tage ihres Umganges, und aller erzeigten Dienſte und genoſſenen Wohlthaten ſich dankbar zu erinnern, und etwa zugefügte Beleidigungen nun noch durch eine Todten-Spende zu vergüten.

Da nun ein ſolches Lied eine halbe Straße weit gehört werden kann, was Wunder, daß unter den Zuhörern ſich nicht leicht jemand findet, der ſich nicht auf eine oder die andre Weiſe getroffen fühlt. Denn wo giebt es leicht ein Haus, deſſen Bewohner nicht irgend einen Todten zu beklagen hätten, der ihnen im Leben, oder nach ſeinem Tode lieb geworden war, und für den ſie nun gern alles dahin gäben, wenn es ihm frommen könnte.

Und nun zeigt ſich ein Ausweg, den Schatten zu verſöhnen, alle Beleidigungen auszutilgen, Balſam auf noch offene Wunden zu legen, und ſelbſt den verzweiflungsvollen Schmerz zu mildern; was könnte dieſem mächtigen Eindruck widerſtehen! Die Fenſter eröfnen ſich, und aus den Hütten der Armen fliegen die letzten Heller, ſorgfältig eingewickelt, dem gierigen heiſern Sammler zu, der ſie mit heimlicher Luſt auffängt, und in dem Bauche ſeiner ungeheuren Büchſe verbirgt, die er in den Schatz des Kloſters ausleert, das ſich von dieſen milden Gaben mäſtet, und ihn ſelber dann auch nicht leer ausgehen läßt.

Oft habe ich dieſe heiſere Stimme von den beiden Enden der kleinen Gaſſe, wo ich wohne erſchallen hören: io ſono la tua ſorella, u. ſ. w. oder io ſono la tua madre, u. ſ. w. Ich dachte mir jedesmal lebhaft, wie nun die Geſtalten von Müttern, Schweſtern, Söhnen und Töchtern, ſich der Phantaſie der Zurückgebliebenen darſtellen, und wie nun die dumpfen Stimmen gleichſam wie aus dem Grabe ertönten; und jedesmal ſah ich auch die Wirkung hievon, wenn ich mein Fenſter eröfnete, und ein Augenzeuge von der Mildthätigkeit meiner frommen Nachbarn war.

Rom, den 11. Oktober.

Michel Angelo.

Unter den Deckengemählden in der ſixtiniſchen Kapelle ſtellt das eine die Schöpfung des Menſchen dar; und man kann wohl ſagen, daß in dieſem Gemählde der erhabenſte Ausdruck herrſcht, wodurch die Mahlerei ſelbſt zur Sprache wird, oder vielmehr die Sprache unendlich übertrift.

Der ſchaffende Vater von den Elohim oder mitwirkenden Engeln umgeben, hat die Schöpfung des Menſchen vollendet, und der bildende Zeigefinger des Schaffenden berührt nur noch in der äußerſten Spitze eben den Finger des Geſchaffenen, den er, ſich ſelber ähnlich, hervorgebracht hat.

> „Und er ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde.“

Der Neugeſchaffene hebt ſich von der Erde empor ſeinem himmliſchen Urſprung entgegen; elektriſch fährt der Götterfunke durch die ſich berührenden Fingerſpitzen. Die ſchaffende Allmacht ſpiegelt ſich in ihrem ſchönen Ebenbilde.

Der Begriff der Vollendung konnte gewiß nie erhabener ausgeſprochen werden, als durch dieſe redende Darſtellung, wo der Meiſter von dem Werke, das er gebildet hat, nun ſeine Hand abzieht, nachdem es in einem vollkommenen Guß bis zu der äußerſten Fingerſpitze in dem Ebenmaaß ſeiner Theile ſich gewölbt und geründet hat.

Den Weltſchöpfer ſtellt Michel Angelo in einem Doppelgemählde dar, wo er auf der einen Seite die ſchaffende Hand ausſtreckt, und auf der andern Seite im Fluge davon eilt, und der neu geſchaffnen Welt den Rücken zukehrt, um gleichſam in ſeinem großen Werke ſich nicht aufhalten zu laſſen, ſondern zu der Vollendung des übrigen fortzueilen. —

Der raſtloſe Genius des Künſtlers, der nicht in der müßigen Betrachtung des Hervorgebrachten, ſondern in immer neuem Hervorbringen ſeinen höchſten Genuß und ſeine Befriedigung findet, hat ſich hier ſelber in dem Bilde des Weltſchöpfers dargeſtellt.

Es heißt hier nicht: „er ſahe an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war ſehr gut!“ ſondern wie bei der immer wirkſamen und bildenden Natur findet hier kein Ruhen und kein Säumen ſtatt. — Zu der Betrachtung bleibt hier keine Zeit übrig — das Wirken iſt herrſchend, das Denken iſt nur untergeordnet — ſo dachte ſich der raſtloſe ſchaffende Künſtler, den ewigen ſchaffenden Vater. — Er dreht dem vollendeten Werke den Rücken zu, und eilt im unaufhaltſamen Fluge zu immer neuen Bildungen fort.

Auch der Sündenfall iſt in einem Doppelgemählde dargeſtellt, wo auf der einen Seite der Genuß der verbotenen Frucht, und auf der andern, als die unmittelbare Folge des Vergehens, die Flucht aus dem Paradieſe, wie in einem Moment vors Auge gebracht wird.

Die Mahlerei ſoll freilich, alles was ſie darſtellt, in einen Moment zuſammerdrängen; und der Gegenſtand, den ſie heraushebt, ſollte eigentlich immer von der Art ſeyn, daß er in einem Moment dargeſtellt werden könnte.

Michel Angelo hat ſich hierüber hinweggeſetzt, eben ſo wie Shakeſpear im Drama über die Einheit der Zeit und des Orts. Und man kann wohl ſagen, daß ſelbſt aus dieſer Vernachläßigung des weſentlichen Charakters der Malerei das erhabene Genie des Künſtlers hervorleuchtet.

Die ſucceſſiven Gemählde des Michel Angelo folgen ſich wie Blitz und Schlag, und ſprechen gleichſam mit verdoppelter Stärke einen einzigen erhabenen Gedanken aus. — Es iſt die Strafe, welche pfeilſchnell auf die Miſſethat folgt, und uns das glückliche Menſchenpaar, welches jetzt noch ſeines ganzen Daſeyns froh iſt, unmittelbar darauf hülflos und verlaſſen darſtellt.

Eben ſo iſt durch die doppelte Darſtellung des ewigen Vaters die blitzſchnelle Folge, womit die unaufhaltſam würkende Kraft in der Natur von einer Schöpfung zur andern übergeht, in ihrer ganzen Fülle ausgedrückt. —

Titian.

Die Königin der Liebe, im Pallaſt Borgheſe, iſt eine ſitzende bekleidete Figur mit einer kleinen Krone auf dem Haupte. —

Sie hält einen Liebesgott mit verbundenen Augen an einem Bande gefeſſelt, indeß der andre ſich an ſie ſchmiegt, und zwei Genien vor ihr ſtehen. —

Je länger man dieß Gemählde betrachtet, deſtomehr unnachahmliche Feinheit offenbaret ſich in den ſanften Uebergängen der Farben. — Das

Ganze gewinnt einen immer höhern Reiz, und zieht das Auge unwiderſtehlich an, ſo daß es auf den übrigen Gemählden in dieſem Zimmer ungern verweilt, und immer zu dieſem Bilde, wie zu ſeinem Hauptgegenſtande, unwillkürlich zurückkehrt. —

Und doch iſt es, wie die Mahler ſich ausdrücken, gleichſam wie mit Nichts gemahlt; es iſt gleichſam hingeblaſen, wie vom Hauch der Luft. — —

Man ſieht hier, wie der mächtige Genius die Hinderniſſe zu verſcheuchen wußte, welche ſich zwiſchen den Gedanken und ſeine Ausführung ſtellten. —

Man kann ſich aber auch denken mit welcher Lebhaftigkeit und Stärke ſich die herrlichen Farben der Natur in Aug und Seele dieſes Künſtlers müſſen abgedruckt haben, um ſie ſo wieder darzuſtellen, daß wir nun durch ſein Gemählde gleichſam in das Geheimniß der Farben ſelber blicken, welches ſich vor ſeinem Blick enthüllte.

Auch kann man wohl ſagen, daß ein Titianſcher Kopf, ein Titianſcher Arm und Hand, nun ſelber mit zur Natur gehören, und ſich gleich den beſeelten Weſen, in die Reihe gebildeter Weſen ſtellen, welche die Natur unmittelbar hervorbringt. —

Denn iſt ſie es nicht, die mütterlich lehrend, nun Aug' und Hand des Künſtlers leitete, um in den Spiegel ſeines Genius ſich ſelber verjüngt und verſchönert wieder darzuſtellen? —

Um aber ein Titianſches Gemählde in ſeiner Schönheit zu betrachten, muß das Auge ſich erſt gewöhnen ganz Auge zu ſeyn, ſich leidend zu verhalten, nicht zu viel zu ſpähen und zu forſchen, ſondern den Eindruck des Ganzen allmälig auf ſich wirken zu laſſen, damit man das Schöne, was hier unmittelbar vor den Augen ſteht, nicht zu weit in dem Gebiet der Phantaſie oder etwa in dem Gedanken ſuche.

Für jedes ächte Kunſtwerk muß erſt eine Art von höherm Sinn erwachen, und es iſt gewiß falſch, wenn man behauptet, es ſey eine Probe des ächten Schönen, wenn es ſowohl dem ungebildeten Haufen, als dem Kenner gefällt, und gleich beim erſten Anblick ſeine Würkung zeige.

Darum wird es auch immer dem Gedanken des Künſtlers, und deſſen Ausführung eine falſche Richtung geben, wenn er zu ſehr nach dem Frappanten ſtrebt — ſtatt ſich ſelber ganz in ſeinem

Werke zu verlieren, wird er ſich nur in Gedanken an die Stelle derer ſetzen, die ſein Werk betrachten und beurtheilen ſollen. —

Darüber wird die Flamme des Genies, wenn ſie da war, verlöſchen — denn der ächte Künſtler ſtrebt, ſeinem Werke ſeine eigne Seele einzuhauchen, ſich ſelber darin wieder zu finden, und ſeinen Geiſt darin zu ſpiegeln, wenn auch nie ein andres ſterbliches Auge auf ſeiner Arbeit ruhte. —

Das Titianiſche Kolorit frappirt nicht eigentlich, ſondern es zieht vielmehr mit ſanftem Reiz an ſich — und bei dem längern Anblick entdeckt man erſt das unendlich Reiche und Mannichfaltige in dem Einfachen. —

Improviſatoren.

Ich ſoll Ihnen eine Schilderung von den Improviſatoren machen: ich will ſie Ihnen zu beſchreiben ſuchen, ſo wie ich ſie hier habe kennen lernen.

Es iſt unglaublich, was ein ſolcher Improviſatore für einen Umfang von Kenntniſſen in der Geſchichte und Mythologie beſitzen muß, wenn er nicht mit Schande beſtehen will; denn er muß ſich jede Aufgabe gefallen laſſen, wenn ſie auch den ſpeciellſten Umſtand aus der Geſchichte oder Mythologie betrift, und muß ſogleich gefaßt ſeyn, dieſen gegebenen Umſtand aus dem Stegreife zu beſingen.

Es iſt zu verwundern, daß einer der dieſe Kenntniſſe beſitzt, ſie nicht beſſer zu ſeinem Vortheil und zu ſeiner Ehre anwendet; allein es ſcheint, daß eine wirkliche enthuſiaſtiſche Neigung die Improviſatoren zu dieſem Geſchäfte treibt, wo ſie den Beifall des Volks ſich aus der erſten Hand erwerben können, und in dem Moment der Beſtrebung auch unmittelbar die Belohnung ihres Talents einerndten.

Auch ſind die Improviſatoren nicht ſo ganz verachtet; unter dem Cirkel von Menſchen, der ſich auf der Straße um ſie her verſammelt, finden ſich Perſonen aus allen Ständen, und es iſt nicht bloß der Pöbel, vor welchem ihr Genie ſich entwickelt.

Ein Venetianer, der vorzüglichen Beifall findet, läßt ſich jetzt alle Nachmittage auf dem ſpaniſchen Platze hören. Der Kreis, der ſich um ihn her verſammelt, wird immer zahlreicher, ſo wie das Feuer ſeiner Begeiſterung zunimmt, und wer einmal ſtill ſteht, um ihm zuzuhören, entfernt ſich nicht ſobald wieder; ich pflege ihn nicht leicht einen Nachmittag zu verſäumen.

So oft er ausgeſungen hat, geht er im Kreiſe umher, und bittet ſich von einem der Anweſenden eine neue Aufgabe zu einem Geſange aus. Sobald er die Aufgabe erhalten hat, ſinnt er nur einige Minuten nach, und hebt alsdann ſein Gedicht, nach einem gewiſſen Takt und Melodie ordentlich ſingend an, ſo daß man in die Zeiten der älteſten Dichtkunſt ſich zurück verſetzt glaubt.

Wenn ihm nun etwa ein Stück aus der alten römiſchen Geſchichte zu beſingen aufgegeben wird, ſo weiß er, beſonders durch die Benutzung des Lokalen, das Intereſſe des Volkes, das ihm zuhört, und das ſich noch immer das römiſche dünkt, oft in einem ſolchen Grade zu erregen, daß ein wiederholter Beifallszuruf ſeinen Geſang unterbricht, der ſich alsdann mit neuem Feuer unter dieſem Zuruf wieder emporarbeitet; und um manche Verſe, die in dieſer wachſenden Begeiſterung ſich bilden, iſt es wirklich Schade, daß keine Hand ſie aufſchreibt, und daß der Wind ſie verweht.

Dieſer Venetianer iſt wirklich aus bloßer Neigung ein Poet aus dem Stegreife. Er iſt von guter Herkunft, und wurde in ſeiner Vaterſtadt, als Advokat, wegen ſeiner Geſchicklichkeit vorzüglich geſchätzt und geſucht; ſeine Freunde und Anverwandte ſuchten ihn auf alle Weiſe bei einer ordentlichen Lebensart zu erhalten; er entwiſchte ihnen aber mehrmahlen, um ſeinem unwiderſtehlichen Hange zu folgen, und als Improviſatore die Städte Italiens zu durchziehen.

Der Beifall des Volks, das ſeine Lieder hört, geht ihm über alles; das Geld verachtet er; ein kleiner Knabe, den er bei ſich hat, geht nach Endigung eines Geſanges mit dem Hute in der Hand im Kreiſe herum, und ein jeder wer will, wirft etwas hinein, wo denn manchmal, wenn der Beifall recht groß iſt, die Erndte ſo reichlich ausfällt, daß der Knabe den Hut mit Münze halb angefüllt zurückbringt.

Der verſchwenderiſche Dichter aber achtet zuweilen im Taumel ſeiner Begeiſterung, wo alle Schätze und Reichthum der Erde in der Gewalt ſeiner Phantaſie ſind, der verächtlichen Münze nicht, ſondern ſchleudert ſie umher, indem er den angefüllten Hut auf den Kopf ſetzt, und nur das für ſich behält, was zufälliger Weiſe zwiſchen ſeinem Hut und Scheitel noch liegen bleibt.

Zuweilen iſt dieſer Volkspoet ſehr ordentlich gekleidet, gepudert, Chapeau bas, und mit dem Degen an der Seite; zuweilen geht er wieder äußerſt zerlumpt einher: denn da er in ſeiner idealiſchen Dichterwelt ſeine vorzüglichſte Exiſtenz hat, ſo kümmert er ſich nicht viel um die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens.

Er wird oft in die Palläſte der Großen gefordert, wo er im Zimmer vor einer glänzenden Verſammlung ſeine Stanzen rezitirt. Es ſcheint ihm aber weit mehr Vergnügen zu machen, wenn er auf irgend einem Platze, unter freiem Himmel, einen vermiſchten Volkshaufen um ſich her verſammeln, und gleich einem Orpheus, die roheſten Gemüther, und den wildeſten Pöbel bewegen kann, ſeinem Geſange zuzuhorchen.

Dieſen Endzweck erreicht er wirklich, und es iſt einem ein angenehm überraſchender Anblick, wenn man in dieſem Kreiſe, den groben Faquino (Sackträger) neben dem feinen Abbate lauſchend ſtehen, und eben ſo wie jenen, bei den ſchönſten Stellen ſeinen Beifall bezeigen ſieht. —

Rom, den 12. Oktober.

Monte Cavallo.

Mit Recht führt dieſer Hügel, der ehemals der Quirinaliſche hieß, von einem der erſten Kunſtwerke ſeinen Nahmen, das ihm zur Zierde dient, und dieſen Platz zu einem der merkwürdigſten in Rom macht.

Dieß ſind nehmlich die beiden Roſſe lenkenden Jünglinge, von koloſſaliſcher Größe, aus den ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt, in Marmor gebildet; worunter man die Nahmen Phidias und Praxiteles lieſt —

Mögen immer dieſe oder andere die Werkmeiſter dieſes wundervollen Kunſtwerks ſeyn; und mag nun Kaſtor und Pollux, oder Alexander, wie er den Bucephalus bändigt, unter dieſen Jünglingsgeſtalten abgebildet werden; ſo kann man ſich nichts Erhabneres und Schöneres, als die jugendliche Menſchenform in dieſer Stellung denken.

Beſonders in der zur Rechten hat das Ganze einen ſolchen Ausdruck von Kraft und Größe, und doch zugleich von Schlankheit und Behendigkeit, — von angebohrner Herrſchaft des Menſchen über die thieriſche Welt, und im Antlitz den Ausdruck von befehlender Kühnheit — —

Dieſe ſtolze Kühnheit ſchaut von der Stirne herab; ſchwillt in den Lippen an; gebietet im Auge; und ruht in dem gewölbten Kinne —

Die Stirn tritt über dem Auge majeſtätiſch vor, und in der untern großen Ründung der Wangen bis zum Kinne, ſenkt ſich die ganze Fülle inwohnender jugendlicher Kraft hernieder —

Die linke Hand iſt lenkend; das rechte Knie iſt ſtützend, während das linke vertritt: die Muskeln der rechten Seite ſenken ſich in einander, während daß die auf der linken ſich auseinander dehnen —

Die rechte Hand hält den Zügel, und nach ihr biegt ſich der ganze übrige Körper hin —

Von dem Haltungspunkt in der Rechten geht die Handlung aus, und erſtreckt ſich bis zum Lenkungspunkt in der linken Hand.

Die haltende Seite ſenkt ſich, während die lenkende ſich erhebt —

Das denkende Haupt richtet ſich ganz nach der lenkenden Seite hin; und gerade durch dieſe

Theilung ſchimmert nun das Handelnde in der Bewegung jeder Muskel durch die ganze Körpermaſſe —

Allein die Bedeutſamkeit und Stellung iſt es nicht allein, wodurch dieſe Figur ihre Größe und Erhabenheit hat; ſondern es iſt die Größe in den Formen ſelber, in den einzelnen Umriſſen der Glieder, wovon jeder innere Kraft und Wirkſamkeit im höchſten Maaß anzeigt —

Denn was ſind die kleinen Umriſſe in den Körpern anders, als Zeichen von jeder möglichen Biegſamkeit deſſelben nach allen Seiten zu? —

Und dieſe zarte Biegſamkeit nun vereinbart mit der Kraft des geraden ſtämmenden Aufrechtſtehens, iſt es ja eben, was den höchſten Grad des Schönen ausmacht, wo Kraft und Zartheit, Behendigkeit und Stärke ſich vermählen —

Die Bildhauerkunſt kann die Größe und Erhabenheit nicht anders als durch den Körper darſtellen; und muß den Ausdruck von inwohnender Geiſteshoheit auf Stirn, und Mund, und Naſe hervorrufen, und ihn auf der ganzen Oberfläche des majeſtätiſch emporgerichteten Körpers ſichtbar machen —

Promenade auf dem Korſo.

So langweilig einem im Anfange das ewige Spazierengehen und Spazierenfahren auf dem Korſo, durch die Porta del Popolo bis nach der Ponte Molle vorkommt, ſo gewöhnt man ſich doch endlich daran, und dieſer Gang wird einem immer lieber, je öfter man ihn gemeinſchaftlich mit den Einwohnern dieſer Stadt beſucht, die alle hier zuſammenſtrömen, und eben dadurch dieſe lange ermüdende ſchnurgerade Straße zu einem der unterhaltendſten Spaziergänge machen, weil man das ganze lebende Rom ſich hier auf und nieder bewegen ſiehet, mit Bekannten ſich zuſammen findet, und ſich mit zu den Bewohnern der Stadt zählet, welche ſich dieſe lange Straße zu ihrer Lieblingspromenade einmahl auserkoren haben.

So wie die Hitze des Tages ſich gelegt hat, drängt ſich alles hier zuſammen, um der kühlen Abendluft zu genießen. Die Equipagen fahren Schritt vor Schritt, und müſſen zuweilen ſtille halten, wenn bey dem langen Zuge ein Hinderniß in den Weg kömmt; an beiden Seiten iſt für Fußgänger ein erhöheter Weg mit breiten Steinen, ſo daß dieſe die glänzenden Wagen in ihrer Mittnach Bequemlichkeit muſtern, und an der Pracht ihrer geiſtlichen Oberhirten ihre Augen weiden können.

Auf der Ponte Molle ſelbſt wird die Ausſicht erſt recht frei und ſchön, und man ſiehet hier die Gebürge mit ihrem violetten Widerſchein im Glanz der Abendſonne. Aber gerade hier, wo die Ausſicht erſt recht ſchön wird, kehrt man wieder um, und fährt die lange Straße zwiſchen zwei Mauern in die Porta del Popolo wieder hinein.

Dieß däucht einem aber ſchon als müßte es einmal ſo ſeyn, weil der ganze Strom von Menſchen mit dem man fortgezogen wird, bei der Ponte Molle umkehrt, und wieder nach der Stadt ſeinen Rückzug nimmt.

Die lebhafteſte Gegend auf dem Korſo iſt bei der Kirche St. Carlo, da wo die Straße Condotti den Korſo durchkreuzt.

Hier ſtehen die meiſten Buden, wo mitten auf der Straße warmes Eſſen feil iſt, und welche des Abends durch ihre Erleuchtung die Straße mit aufhellen, welche ſonſt, da es hier keine Laternen giebt, ganz dunkel ſeyn würde. Hier findet man es auch noch ſpät in die Nacht lebhaft, und der

Spaziergang von hier bis an die Porta del Popolo macht einem wegen der abwechſelnden Scenen ſelten Langeweile.

Die Kaffeehäuſer in der Gegend von St. Carlo werden auch am häufigſten beſucht; und es ſtehen hier im Sommer eine Menge von Stühlen vor der Thüre auf der freien Straße, wo diejenigen welche Erfriſchungen genießen, zugleich das fortdauernde Schauſpiel des Lebens und Webens der Menſchen als ruhige Zuſchauer betrachten können.

Rom, den 4. Oktober.

Propaganda.

Ich habe nun auch einer Art von Examen oder öffentlichen Redeaktus auf der Propaganda beigewohnt. Hierbei wurde aber ſo wenig Ernſt und Feierlichkeit beobachtet, daß man vielmehr mit der ganzen Sache einen Spaß zu treiben ſchien.

Es war gedrängt voll, und ein ſehr gemiſchtes Auditorium. Die Zöglinge der Propaganda traten einer nach dem andern auf, und ließen ſich in ihren fremden Zungen und Sprachen hören.

Sie hätten aber eben ſo gut auch ſchweigen können; denn da der größte Theil der Zuhörer von dem Inhalt ihrer Rede nichts wußte, und nur unverſtändliche Laute vernahm, ſo herrſchte bei dieſen Vorträgen auch wenig Stille und Aufmerkſamkeit. Vielmehr entſtand ein überlautes Gelächter, ſo oft eine neue hier noch ungehörte Sprache mit ihren ſonderbar klingenden Tönen von den Lippen eines Redners anhub, deſſen Geſichtsbildung und Farbe eben ſo fremd und auffallend, wie die Laute ſeiner Stimme, waren.

In mir wurde hierbei der Wunſch rege, den groſzen Schatz von lebendiger Sprachwiſſenſchaft, der ſich in den Zöglingen dieſer chriſtlichen Pflanzſchule für den ganzen Erdkreis hier zuſammenbefindet, benutzen zu können.

Denn man findet wohl nicht leicht einen Ort in der Welt, wo man, ſo wie hier, nicht nur die todten Schriftzeichen in den mannichfaltigſten Sprachen, ſondern auch den Mund, der ſie, als die Töne ſeiner Mutterſprache, ausſpricht, jedesmal um Rath fragen kann.

Kontraſt zwiſchen der deutſchen und italiäniſchen Sprache.

Da es hier unter den Handwerksleuten ſo viele Deutſche giebt, ſo ſchallen einem die Töne der deutſchen Sprache beſtändig in den Ohren; ganz ſonderbar aber klang es mir doch, als ich das erſtemal vor einem offenen Schuſterladen vorbei ging, und das Lied: Es ritten drei Reuter zum Thore hinaus! im oberdeutſchen Dialekt von den Geſellen intoniren hörte.

Für die deutſchen Flüche iſt die italiäniſche Sprache zu weich, als daſz ſie einige davon hätte aufnehmen ſollen. Ein Sangue di Dio! und coſpetto di bacco! klingt ſelbſt im Zorn noch ſanft; und dieſe Flüche verwandeln ſich in Singen, wenn man ſie mit dem deutſchen Donnerwetter vergleicht.

Einer meiner Freunde aus Berlin, ging vor einiger Zeit, da es ſchon ziemlich ſpät war, durch eine enge dunkle Straße. Eine Anzahl Sbirren mit Laternen umringeten ihn, weil ſie ihn vielleicht für eine verdächtige Perſon hielten, oder auch auf ihre Art Spaß mit ihm treiben wollten.

In der Angſt ſtieß er den deutſchen Fluch Schwerenoth! heraus; und wie ein Lauffeuer ging nun dieſer Fluch unter den Sbirren herum, die ihm alle nachſprachen, indem ſie erenoth! erenoth! anſtatt des deutſchen Schwernoth, wiederholten, und alſo ſelbſt dieſen rauhen Fluch in ihrem Munde, durch die Hinweglaſſung des ziſchenden Lauts, milderten.

Auf eine ähnliche Art ſcheint der Ausdruck far brindiſi, Geſundheit trinken, von einem deutſchen Ausdruck entſtanden zu ſeyn, deſſen ohngefähren Klang man aufhaſchte, und weil man den Gebrauch von den Deutſchen nahm, auch den Ausdruck zugleich mit übertrug.

Man hörte nemlich, indem die Geſundheiten ausgebracht wurden, zum öftern wiederholen: ich bring dir ſie! bring dir ſie! und ohne dieſe Laute zu verſtehen, ſprach man ſie nach, und bildete ein eignes italiäniſches Wort, brindiſi, daraus, welches nachher ſo viel als Geſundheit trinken, oder Geſundheit ausbringen, bezeichnete. Hierbei bitte ich aber zu bemerken, daß ich nicht der erſte bin, der das Wort brindiſi auf die Weiſe abgeleitet hat, ſondern daß dieſe Ableitung ſchon lange vor mir von Sprachforſchern angenommen und anerkannt iſt.

Daß die Italiäner nur mit vieler Mühe fremde Sprachen lernen, und mit ſolcher Schwierigkeit die fremden und ungewohnten Laute nachſprechen, ſcheint eben daher zu kommen, weil ihre Sprache gerade eine der ſanfteſten, und alſo ihr Organ am wenigſten zu irgend einiger Anſtrengung im Sprechen gewöhnt iſt; dahingegen die deutſche Zunge eben durch die Anſtrengung, mit welcher ſie von Kindheit an die rauhere Mutterſprache redet, zu der Erlernung fremder Sprachen viel biegſamer geworden iſt.

Der Ausdruck gia! gia! welchen man zum öftern im gemeinen Leben hört, ſcheint wirklich eine Nachahmung des deutſchen ja! ja! zu ſeyn; denn wie es ſcheint, ſoll es ſo viel ausdrücken, als, ja doch, ich verſtehe ſchon!

Es wird den Italiänern ſehr ſchwer, deutſche Wörter nachzuſprechen; und ſo viel ſie auch Deutſch hören, ſo ſprechen ſie doch nur ſehr wenige Ausdrücke nach.

Ein deutſches Wort, welches faſt alle Italiener wiſſen, iſt das Wort trinken, welches ſie freilich von den Deutſchen am öfterſten mögen gehört haben, und vielleicht auch ſpottweiſe, die Liebe zum Trinken, welche den Deutſchen von Alters her vorgeworfen wird, damit bezeichnen wollen.

Wegen der großen Verſchiedenheit der Mundarten aber wiſſen die Italiener ſich auch keinen rechten Begrif von der deutſchen Sprache zu machen; denn natürlich muß ihnen der öſtreichiſche Dialekt und das Tyroliſche, mit unſerm nordiſchen Hochdeutſch verglichen, wie ganz verſchiedene Sprachen vorkommen, woron ich einmal die Erfahrung machte, da ich bei dem Begräbniß eines Proteſtanten eine Rede hielt, und ein Paar Italiäner, welche hinter mir ſtanden, ſich ſtritten, ob das, was ich ſpräche, deutſch oder engliſch ſei.

Rom, den 15. Oktober.

Belvedere.

So oft ich unter dieſen herrlichen Göttergeſtalten wandle, kann ich mich nicht einer geheimen Verehrung für den hohen Schwung des menſchlichen Geiſtes, der dieſe Geſtalten ſchuf, enthalten.

Dieſe Götterideale der Griechen, waren bei ihnen das höchſte Ziel der bildenden Kunſt, — ſie waren gleichſam der Maaßſtab für alles übrige; und ſo wie ſich ein chineſiſches Pagodenbild zu dem Jupiter des Phidias verhält, ſo, däucht mir, kann man wohl ſagen, daß ſich die chineſiſche zu der griechiſchen Kunſt verhalte.

Aus dieſen Götteridealen der Griechen, wenn man ſie als Symbole der Macht, der Stärke, der Weisheit und der Schönheit betrachtet, leuchtet noch izt der helle Geiſt hervor, welcher die erhabenſten Ideen des Verſtandes in Geſtalt und Umriſſe übertrug, und die meiſten Begriffe, welche eine aufgeklärte Philoſophie lehren konnte, durch die Kunſt anſchaulich wieder darſtellte.

Nicht das Unmenſchliche und Ungeheure, ſondern gerade das Menſchliche in ſeiner höchſten

Erhabenheit und Würde, war bei den Alten das höchſte Ziel der Kunſt; dadurch erhielt alles auf den Geiſt der Menſchen eine unmittelbar zurückwirkende Kraft, und die Griechen arbeiteten ſich dadurch zu einem Grade von Kultur empor, welchen nach ihnen noch kein Volk erreicht hat.

Apollo Muſagetes.

Dieſer weibliche Apollo iſt Harmonie und Wohllaut in ſeiner ganzen Stellung —

Seine Körperbiegung iſt nach vorwärts, und ſein Gewand wird von dem Hauch der Luft ſanft zurückgeweht. — Je länger man dieß Gewand betrachtet, deſto harmoniſcher ſcheinen ſeine Falten ſich zu werfen, und gleichſam in das tönende Saitenſpiel zu rauſchen. — Der Mantel über dem Leibrocke vermehrt die Würde und Fülle des Ganzen.

Die ſchrägen Parallellinien, in welchen die Falten ſich zurückbiegen, und nach unten zu wieder vorwärts treten, geben einen anſchaulichen Begrif von der Einheit des Mannichfaltigen, welcher macht, daß die Harmonie der Tonkunſt ſelber in dieſer Figur verkörpert zu ſeyn ſcheint — —

Auch der Ausdruck in der Miene iſt wie auf erhabene Töne horchend — und der Schluß an dem Lorbeerkranze um das Haupt vollendet das Ganze in Eines, und macht gleichſam das Volltönende dieſer Bildung aus, in welcher alles muſikaliſche Bewegung iſt.

Denn ſelbſt die Linie, in welcher der Arm ſich emporhebt, und der Fuß vorwärts tritt, bezeichnet Takt und Rhytmus, und Ruhe und Ernſt im Blick bezeichnen göttliche Hoheit.

Die tragiſche Muſe —
Faltenwurf.

Die tragiſche Muſe tritt majeſtätiſch und ernſt einher — ihr Gewand iſt unter dem Buſen gegürtet, und ſinkt über das durchſchimmernde Knie herab —

Sie hält die tragiſche Larve in der rechten Hand, und deutet mit der linken gleichſam den Fall des Edlen an —

Wie kömmt es, daß die Falten im Gewande einen ſo unwiederſtehlichen Reiz für das Auge, oder vielmehr für die Einbildungskraft haben? —

Iſt es etwa, weil ſie eine gewiſſe Fülle und Ueberfluß bezeichnen, welche der unterliegenden Bildung gleichſam freien Spielraum läßt? — oder weil durch das Auge die Seele beſchäftiget wird, die Zweck und weiſe Anordnung ſelbſt in dem bemerkt, was ſonſt ein bloßes Spiel des Zufalls iſt? —

Daß gerade in dieſer Stellung das Gewand ſo und nicht anders fallen mußte, und daß Erhabenheit und Würde nicht nur durch den Körper und ſeine Stellung, ſondern auch durch das Gewand, das ihn umhüllt, hervorſchimmert, iſt ein hoher Triumph der Kunſt, die auch in dem zufällig ſcheinenden Faltenwurf die ſchaffende Natur nachahmet.

Das Haupt der Meduſa.

In dieſem Meiſterſtücke der griechiſchen Kunſt iſt, durch die furchtbare Größe aller einzelnen Züge, die menſchliche Geſichtsbildung, vom übrigen Körper abgeſondert, wie ein ſchreckendes Ganze dargeſtellt. —

Dieß Haupt ſcheint nur ein Weſen für ſich; der Theil iſt zum Ganzen geworden — Es iſt geflügelt, mit Schlangen umwunden — Ulyſſes, da er im Reiche der Schatten die Schaaren der Todten ankommen ſieht, wendet ſein Geſicht weg, damit nicht Perſephone, die Königin der Unterwelt, dieß furchtbare Haupt ihm entgegenſende, und daß der grauſenvolle Anblick ihn vor Entſetzen nicht verſteinere. —

Eigenthümlichkeiten der italiäniſchen Sprache.

Padrone.

Eine allgemein gültige und allgemein anwendbare Höflichkeitsformel, iſt der Ausdruck Padrone! welcher mancherlei Bedeutungen hat, und dem ohngeachtet immer ohne weitere Erklärung verſtanden wird.

Padrone! heißt, ich bin ihr gehorſamer Diener! oder, ich danke gehorſamſt! wenn man von jemandem gegrüßt wird. Statt daß wir uns von jedem, den wir höflich anreden, ſeinen gehorſamen Diener nennen, nennt ihn der Italiäner umgekehrt ſeinen gebietenden Herrn; weil nehmlich Padrone! ſo viel ſagen will, als, der Herr haben über mich zu befehlen, dieſelben haben gänzlich mit mir zu ſchalten.

So braucht man auch den Ausdruck padrone, wenn jemand wegen einer Sache um Erlaubniß bittet, und man ihm dieſe Erlaubniß zugeſtehet: è padrone! heißt alsdann ſo viel, der Herr dürfen nur befehlen, alles was ſie wünſchen, ſteht ihnen zu Dienſten.

Wenn jemand durch den Bedienten im Zimmer angemeldet wird, ſo heißt è padrone! ſo viel, als, der Herr kann herein kommen! oder, es wird mir angenehm ſeyn, den Herrn zu ſprechen.

Wenn jemand ſagt: ſervo ſuo umiliſſimo; Ihr demüthigſter Diener! ſo giebt man ihm durch padrone! ſein Kompliment zurück, indem man ſich durch eben dieſe Ehrenbenennung für ſeinen ſervo umiliſſimo erklärt.

Es fehlt uns im Deutſchen an einer ſo kurzen, und in allen Fällen anwendbaren Höflichkeitsformel, wie das italiäniſche padrone! welches immer einen ganzen Sinn in ſich faßt, und ſich in einem Moment ausſprechen läßt.

Signore !

O ſignore! iſt ein Ausruf, den man oft von gemeinen Leuten nur mit der erſten Silbe o ſign! hört, die ſie mit einem Seufzer ausſprechen, und das Uebrige verſchlucken; welches dann eine ſeufzende Anrufung des göttlichen Nahmens, als, o Herr! oder, o Gott! bezeichnet.

Eine gewiſſe Trägheit im Ausdruck iſt Urſach, daß man ſich gern, wo man nur kann, eine Silbe zu erſparen ſucht: ſo ſagt auch der Florentiner ngor si! anſtatt ſignor si! (ja mein Herr).

Merkwürdig iſt auch noch der beſondere Accent, welcher bei si ſignore! und non ſignore! niemals auf das si, oder non, (ja oder nein) ſondern immer auf das ſignore gelegt wird, gleichſam als ob das si oder no weniger bedeutend in der Anrede wäre, als das ſignore, womit man doch im Grunde nichts ſagt.

Auch iſt das si und no mit dem ſignore einmal unzertrennlich verknüpft; und es wird wie eine Unhöflichkeit betrachtet, ja oder nein zu ſagen, ohne dieß ſignore unmittelbar darauf hinzuzuſetzen.

Dieß wird ſchon bei der Erziehung der kleinſten Kinder beobachtet. Wenn ſie auf irgend eine Frage si oder no geradezu antworten, ſo werden ſie geſcholten, und das ſignore wird ihnen ſo lange vorgeſagt, bis ſie es ganz mechaniſch mit dem si und no verbinden lernen, gleichſam als ob es zu dieſem Ausdruck, wie eine Endſilbe, mit gehörte.

Dem Ausdruck ſignore ſelbſt aber merkt man im Italiäniſchen noch am deutlichſten ſeinen Urſprung von dem Lateiniſchen ſenior, an; woraus man ſieht, daß die Verehrung des Alters im Grunde die älteſte Höflichkeitsbezeugung iſt, und daß die andern Höflichkeitsformeln ſich davon herſchreiben; nur daß in dem Engliſchen Sir, und in dem Franzöſiſchen Monſieur, dieſer Urſprung ſchon unkenntlicher geworden iſt, welches leztere Wort in der italiäniſchen Ausſprache ganz entſtellt wird, wo es wie Monſuh lautet, und zu einem Ausdruck geworden iſt, womit der gemeine Mann die Fremden anredet.

Seccatura.

Che ſeccatura! (wie langweilig!) oder non ci ſeccate! (macht uns keine lange Weile) iſt ein

ein Ausruf, deſſen ſich der Italiäner bedient, ſo oft ihm eine Arbeit läſtig wird, oder ſo oft man ihm mit irgend etwas beſchwerlich fällt.

Dieſer Ausruf drückt die ganze Scheu vor jeder ermüdenden Anſtrengung aus, welche dem gemeinen Italiäner mehr als der Tod verhaßt iſt.

Es iſt auch ein ſehr bedeutender Ausdruck, weil er recht eigentlich die Trockenheit und Leere bezeichnet, die mit der Langenweile und der einförmigen läſtigen Arbeit verknüpft iſt.

Denn freilich ſtimmt die Natur und die menſchlichen Einrichtungen ſelber hier zuſammen, um das ganze Leben mehr auf den Genuß, als auf die Arbeit zu berechnen. Die Arbeit iſt hier wirklich eine ſeccatura, weil ſie, da hier alle Sehnen der Nationalinduſtrie erſchlaft, und dem erwerbenden Fleiße alle Wege verſperrt ſind, im Grunde keinen Zweck hat, der ſie beleben könnte —

Die allgemeine Trägheit, in die man verſunken iſt, macht daher jede Bemühung langweilig, und ein arbeitſames Leben iſt die ärgſte ſeccatura, die man ſich denken kann.

Rom, den 20. Oktober.

Pietro von Kortona.

Das Deckengemählde von Pietro von Kortona in dem Pallaſt Barberini, iſt eines der prachtvollſten, aber auch der abentheuerlichſten, was man ſich denken kann; ſo ſonderbar iſt das Chriſtliche mit dem Heidniſchen in der allegoriſchen Darſtellung untermiſcht.

Pabſt Urban der achte aus dem Hauſe Barberini, hat ſeiner unbegränzten Eitelkeit hier ein bleibendes Denkmal geſtiftet; und dieſes Deckengemälde dienet zugleich zum Andenken an die fürchterliche Gewalt, welche ſich die Kirche einſt angemaßt hat; denn darauf zielen im Grunde alle dieſe ſonderbar gemiſchten Symbole ab.

Es iſt nehmlich die geiſtliche Gewalt, welche hier den Friedenstempel aufſchließt, die Furien verjagt, und den Cyklopen befiehlt, zum Schutz der Kirche Waffen zu ſchmieden.

In der Mitte des Gewölbes wird das Barberiniſche Wapen in den Himmel unter die Sterne verſetzt. Keine geringere Perſonen, als die Zeit, die Vorſehung, die Parzen, und die Ewigkeit, ſind mit dieſer wichtigen Handlung beſchäftigt.

Minerva ſchleudert den Donner auf die Titanen —

Herkules tödtet die Harpyen — Religion und Glaube iſt auf der einen, und die Wolluſt auf der andern Seite allegoriſch abgebildet.

In den Wolken ſchweben die Gerechtigkeit und der Ueberfluß.

Mitten unter den heiligen Erſcheinungen dampft die Werkſtätte des Vulkan.

Der Friede verſchließt den Tempel des Krieges; Mars liegt an Ketten; Fama verkündigt den Frieden; und in der Mitte ſtehen zwei Frauenzimmer. Dieſe heißen: die Kirche und die Klugheit.

Auf die Weiſe iſt in dieſem Deckengemählde die geiſtliche Gewalt allegoriſch dargeſtellt.

Man braucht nicht, wie ſonſt gewöhnlich, vier Paul zu zahlen, wenn man dieß Gemählde betrachten will, ſondern kann zu jeder Zeit, wenn es einem gefällt, geradezu in den Pallaſt Barberini in den Saal gehen, deſſen Decke mit dieſer allegoriſchen Darſtellung prangt.

Man muß ſich aber Zeit nehmen, um aus dem Labyrinthe ſich herauszufinden, und etwa auf einer von den Bänken ſitzend, dieſe Zuſammenſetzung nach allen Seiten mit Muße unterſuchen.

Raphael.

Die Schlacht des Konſtantin.

In der Mitte des Gemähldes, auf der Brücke über die Tiber, ragt der Held hervor, welcher gerade nicht die intereſſanteſte Figur in dieſem großen Ganzen iſt. Es ſcheint, als ob er mehr nur den Haltungspunkt bezeichnen, als ſelbſt vorzüglich den Blick auf ſich heften ſoll.

Ueber ihm ſchweben drei Engel, welche den Sieg verkünden —

Unter dem Sieger bilden die Fliehenden eine ſchöne Gruppe; von zwei in die Fluth ſtürzenden iſt dem einen der Helm vom Haupt gefallen; der andere hält noch Arm und Schild empor —

Zur rechten ſieht man oben den Triumph der Sieger auf der Brücke über die Tiber, und unten die Verzweiflung der Beſiegten.

Der feindliche Heerführer Marentius faßt in die Fluth verſinkend mit ſtarken Armen ſein Pferd noch um den Nacken, und ſcheint mit drohendem Blick ſelbſt der Verzweiflung Trotz zu bieten. Er iſt eine weit intereſſantere Figur, als der von den himmliſchen Heerſcharen beſchützte Konſtantin —

Einige ſuchen ſich auf einem Kahn mit der Flucht zu retten, und vor den Pfeilen zu ſchützen, welche vom Ufer auf ſie abgeſchoſſen werden. — Der eine ſtürzt aus dem Kahn; ein anderer, der ſchon unterſinkt, faßt ihn mit Todesangſt um den Leib, und zieht ihn unaufhaltſam mit ſich in die Fluth hinab.

Am Ufer iſt unter den Beſiegten ein Jüngling mit dem Pferde geſtürzt, und hohlt, zu Boden liegend, noch zu einem tödtlichen Streiche gegen ſeinen Ueberwinder aus, der ſchon das Schwerdt auf ihn gezückt hat —

Zur Linken ſieht man die hoch emporgetragenen Adler, die Hörner, die Tuba, den ganzen Triumph des Sieges — das alles rollt oben in der Ferne weg, während daß unten in der Nähe noch das raſende Getümmel fortwährt.

Der eigentliche Graus der Schlacht, das höchſte Gewühl des Treffens, drängt ſich hier zuſammen — Der Schimmer von einem weißen Pferde lenkt das Auge auf die furchtbare Scene hin, wo man gleichſam in das Herz des Treffens, in die innerſte Tiefe der Zerſtörung blickt —

Mit Wuth und Angſt im Geſichte, hält der ſtürzende ſich noch an den Mähnen des weißen Pferdes — Der eine hält tauſend feindlichen Streichen ausgeſetzt ſeinen Schild noch über den Kopf; ein anderer knieet wüthend dem Gegner auf die Bruſt, und ſucht ihm den Helm vom Haupte abzureißen —

Eine Schlacht mit allen ihren Schrecken ausgemahlt, iſt einer der erhabenſten Gegenſtände; es iſt die Zerſtörung ſelbſt verewigt; das Schrecken und die Unordnung geordnet; und das Verderben und der Untergang ſelber zu einem harmoniſchen Ganzen gebildet —

Vatikan.

Die höchſte Pracht und die höchſte Armuth wohnen hier nebeneinander; das unermeßliche Vatikan, und die ungeheure Peterskirche, ſind mit engen, ſchmutzigen Straßen, und niedrigen Hütten umgeben, deren Bewohner durch Noth und Elend in dieſe verpeſtete Gegend gebannt ſind, wo ſie mit jedem Sommer bösartigen Fiebern und Seuchen entgegen ſehen, wodurch eine große Anzahl von ihnen hingerafft wird *).

Durch die ungeſunde Luft wird auch der Pabſt ſogleich mit dem Anfange des Sommers vom Vatikan vertrieben, und bezieht ſeinen angenehmen Sommerpallaſt auf dem Quirinaliſchen Hügel, wo man in Rom die geſundeſte Luft einathmet.

Einige Straßen in der Gegend des Vatikans ſind ſo ungeſund, daß die armen Bewohner des Nachts nicht in ihren Hütten ſchlafen dürfen, wenn ſie tödtliche Krankheiten vermeiden wollen.

Der junge Mahler Kirſch aus Dresden fand hier auch ſeinen Tod, weil er ſeiner Jugend und Stärke zu viel zutraute, und es wagte, im Sommer eine Wohnung in dieſer Gegend zu beziehen.

---

*) Tac. Hiſt. lib. 2. c. 22. imfamibus Vaticani locis magna pars tetendit; unde crebrae in vulgus mortes.

Rom, den 22. Oktober.

Raphael.

Der Streit der Kirchenlehrer über das Sakrament, iſt gewiß einer der unfruchtbarſten und trockenſten Gegenſtände auf das meiſterhafteſte ausgeführt, und alles von dem Künſtler hineingelegt, was nur irgend dieſen an ſich ſo todten und unintereſſanten Stoff nur einigermaßen beleben konnte.

Der untere Theil des Gemähldes enthält das irrdiſche; die Kirchenväter und Lehrer, um einen Altar verſammelt, und in der eifrigſten Unterredung über das große unerforſchliche Geheimniß begriffen, bilden mannichfaltige Gruppen, und der Ausdruck in den Köpfen iſt ſo wahr und ſprechend, daß man hingeriſſen wird, ſich für die Verhandlungen dieſer Perſonen zu intereſſiren, wenn man auch kein Wort von dem Gegenſtande ihrer Unterſuchung wüßte: genug man ſieht, daß ſie gemeinſchaftlich über etwas nachdenken, womit ihre ganze Seele beſchäftigt iſt; und eben dies Nachdenken, welches ſich auf ſo mannichfaltige

Weiſe, in den verſchiedenſten Geſichtszügen, zeichnet, giebt dieſem Gemählde eine ſolche Kraft und einen ſo unſchätzbaren Werth.

Der obere Theil des Gemähldes enthält lauter himmliſche Gegenſtände, die für den menſchlichen Beobachter eben kein vorzügliches Intereſſe haben. Es iſt nehmlich die gewöhnliche Abbildung der Dreieinigkeit, mit Glanz, und Heiligen, und Engelsköpfen umgeben.

Dieß ſind nemlich die Viſionen der heiligen Väter, wovon einige bei ihren Betrachtungen gleichſam den Himmel offen ſehen, wie ſich die verkörperte Gottheit zum Genuß der Sterblichen in das geweihte Brodt auf dem Altar herniederſenkt —

Je unfruchtbarer dieſer Stoff, und je unmahleriſcher das Koſtum iſt, um deſto mehr Bewunderung verdient das Genie des Künſtlers, welches unter dieſer Bürde nicht erlag.

Man kann ſich nicht enthalten, bei der Betrachtung dieſes Bildes eine Vergleichung der chriſtlichen und heidniſchen religiöſen Gebräuche, in maleriſcher Rückſicht, anzuſtellen.

Und hier muß freilich die neuere Kunſt, ſchon wegen der ſchweren Bearbeitung ihres Gegenſtandes, vor der alten zurückſtehen, wo ſich aus dem ganzen religiöſen Leben, wenn man z. B. nur die Darſtellung von Opfern nimmt, die mannichfaltigſten, reizendſten Scenen, mit dem mahleriſchſten Koſtume von ſelbſt darboten.

Portraitmahlerei.

Auf Portraits hält man in Rom nicht ſehr; die höhere Mahlerei verdrängt dieſen untergeordneten Zweig; da hingegen in Ländern, wo die Kunſt nicht blühet, die Portraitmahlerei noch das einzige iſt, wofür man ſich intereſſirt, und was dem Künſtler Nahrung verſchaft.

Es iſt auch natürlich, daß da, wo man für die höhere Kunſt noch keinen Sinn hat, doch ein jeder ſich freuet, wenn er ſeine eigenen Geſichtszüge nachgeahmt und abgebildet ſieht, weil hierzu weiter kein Sinn für die Kunſt erfordert, und doch das Vergleichungsvermögen der Seele beſchäftigt wird.

Dieß findet nun freilich auch bei den roheſten und ungebildetſten Menſchen ſtatt, weswegen denn auch ein Portraitmahler immer ſicher ſein Schickſal in der Welt wagen kann; wie jener, der auf einem Schiffe, das nach Oſtindien fuhr, Matroſe wurde, und gewiß war, es nicht lange zu bleiben, weil der erſte von ſeinen Kameraden, deſſen Portrait er mit Kohlen zeichnete, einen ſolchen Lerm auf dem Schiffe von dem Künſtler machte, daß er bald von aller Arbeit befreit war, weil nun ein jeder von ihnen gemahlt ſeyn wollte, bis der Befehlshaber des Schiffes ſelber ſeine Geſchicklichkeit kennen lernte, und ihn auf einmal in eine bequeme und angenehme Lage verſetzte, die vollkommen glücklich wurde, als er nach Oſtindien kam, wo er mit ſeiner Kunſt wuchern konnte.

Volkslieder.

Ein Volkslied, das einem jetzt allenthalben hier in den Ohren gellt, das die Kinder auf der Straße ſingen, und das man auch aus manchem ſchönen Munde hört, hat bei aller Ungereimtheit und Abgeſchmacktheit, die darin herrſcht, doch eine gewiſſe kindiſche Naivität, die vielleicht eben Urſach iſt, daß es einen ſo allgemeinen Beifall gefunden hat; denn die Worte darin ſind gerade ſo geſetzt, daß es ſcheint, als ob man etwas ſagt, da man doch im Grunde nichts ſagt, welche Art ſich auszudrücken der bequeme Italiäner in ſeiner Umgangsſprache vorzüglich liebt.

So iſt denn auch dieß Lied beſchaffen; ſein Refrein iſt immer, non dico — ma! ich will eben nicht ſagen — aber — und dann folgt; li la batte ii! eine Reihe von unbedeutenden Silben, worunter man nun dasjenige, was man nicht ſagen, ſondern für ſich behalten will, gleichſam zu verſtecken ſucht, daß es alſo das Anſehen hat, als wolle man ſich etwa, das was man denke, nicht deutlich merken laſſen, ſondern eine Art von Zurückhaltung beobachten, die von einer vorzüglichen Verſchlagenheit oder Klugheit ein Beweis ſeyn ſoll.

Rom, den 24. Oktober.

Eigenthümlichkeiten der Italiäniſchen Sprache.

Che ſo Io!

Dieſen Ausdruck hört man im gemeinen Leben, beſonders wenn der Italiäner etwas erzählt, beinahe ums dritte Wort. — Es iſt ihm zu mühſam, ſich lange zu beſinnen; er ſchiebt das auf ſeine Unwiſſenheit, was im Grunde bloß Trägheit bei ihm iſt, und ſagt mit einer Art von Unwillen: che ſo Io! (was weiß ich!) gleichſam, als ob das, worauf er ſich weiter zu beſinnen keine Luſt hat, auch der Mühe des Nachdenkens nicht werth wäre.

Es iſt dieß auch wirklich ein leichtes Mittel, ſich aus jeder Art von Unwiſſenheit heraus zu helfen, und kommt in ſo fern manchem treflich zu ſtatten, der mit einem che ſo Io! ſich auf einmal aus dem Labyrinthe zieht, worin er ſich im Reden verwickelt hat. Bei Deutſchen, welche lange in Italien ſind, habe ich bemerkt, daß ſie dieſes was weiß ich! beim Erzählen und Räſonniren ſehr gern in unſere Sprache übertragen, weil auch ihnen dieſe Bequemlichkeit zu ſtatten kommt, welche beim Reden ſo ſehr das Nachdenken erleichtert.

Non ſo che dire, (ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll,) iſt ebenfalls ſolch ein Trägheitsausdruck, wo man ſich ein wichtiges Anſehen zu geben ſucht, als ob man vor vielem Nachdenken nicht wüßte, was man ſagen ſollte, und im Grunde doch eben deswegen nichts zu ſagen weiß, weil man nichts gedacht hat.

Chi sà? (wer weiß es?) erhält man zur Antwort, wenn man im gemeinen Leben nach etwas frägt, das einer nicht weiß. Eine ſolche Frage iſt ſchon läſtig, darum erfolgt auch eine Art von unwilliger Antwort darauf; nicht, ich weiß es nicht, ſondern, wer weiß es? gleichſam als ob der andere es hätte vorher wiſſen können, daß er vergeblich fragen würde. Da hingegen der geduldige Engländer mit einem, ich weiß es in der That nicht! dem Fragenden ſeine Unwiſſenheit geſteht, und zugleich ſeinen guten Willen zu erkennen giebt, ihn gerne zu belehren, wenn es ihm möglich wäre.

Der Ausdruck, ha capito! (haben Sie verſtanden?) und ho capito! (ich habe verſtanden) iſt im Italiäniſchen beſonders wegen ſeines Mißbrauchs merkwürdig; denn manche Unterredungen, die man im gemeinen Leben hört, ſcheinen wirklich aus dieſem ha capito? und ho capito! zuſammengeſetzt zu ſeyn.

Die Leute geben ſich ein Anſehen, als ob ſie ſich einander die wichtigſten Dinge ſagten, und ſich nur halbe Winke geben dürften, um einander zu verſtehen, da ſie oft ſelbſt kaum wiſſen, was der Gegenſtand ihres Geſprächs iſt. Schlauheit und Verſchlagenheit iſt dasjenige, worin man die meiſte Ehre ſucht, und was man wenigſtens zu beſitzen ſcheinen will; darum giebt man ſich denn immer das Anſehen, als ob man ſchon von ferne wittern könne, was der andere im Schilde führe; und wenn jener kaum anfängt zu reden, ſo hemmt ein bedeutendes ho capito! ſchon den Fortſchritt ſeiner Worte.

Jener aber macht ſich dieß auch wieder zu nutze, und wenn er ſich nicht weiter verſtändlich machen kann, ſo hilft man ſich mit einem ha capito? heraus, und kann dann gewiß ſeyn, daß der andere ſich keinen ſolchen Fehlſchein geben wird, daß er nicht ho capito darauf antworten ſollte.

Dieſe ſchöne Phraſes kömmt alſo eben wie das che ſo io! der Bequemlichkeit und Trägheit im Denken vortreflich zu ſtatten. Man hat das Vergnügen, ſich auf die leichteſte Art von der Welt einander zu verſtehen, indem man ſich wechſelſeitig die Verſicherung davon giebt, ohne ſich weiter einander auf die Probe zu ſtellen.

Unter die Trägheitsausdrücke gehört auch beſonders hier in Rom noch der mäßige Ausdruck: ſon coſe groſſe! womit man ſich im gemeinen Leben hilſt, wenn man im Grunde weiter nichts zu ſagen weiß, und doch ſich gern das Anſehen geben möchte, als ob man noch viel wichtiges zu ſagen hätte, wenn man nur wollte; bei manchen iſt auch dieſer Zwiſchenruf ſchon ſo mechaniſch geworden, daß ſie ſich gar nichts mehr dabei denken.

Schutz gegen Gewalt und Unterdrückung.

So wie das alte Rom aus Klienten und Patronen beſtand, ſo kann man auch die Bewohner des neuen Roms füglich in zwei Klaſſen theilen, nehmlich in ſolche, die unter Protektion ſtehen, und in ſolche, die ſie gewähren.

Wer ſich nun irgend eines Protektors zu rühmen weiß, darf ziemlich ungeſtraft Verbrechen begehen, weil die Protektion auch gegen die Geſetze ſchützt.

Nun iſt dieß freilich ein anderes Verhältniß, als zwiſchen den Patronen und Klienten in dem alten Rom; die Klienten waren arme römiſche Bürger, welche im Grunde ihrem Patron gleich waren, aber ihm nur, weil er mehr Macht und Reichthum beſaß, den Hof machten, und dafür ſeine Parthei in der Republik verſtärkten.

Die römiſchen Dichter, welche uns ein Gemählde der damaligen Zeit liefern, ſchildern die Klienten, wie ſie in ihrer abgetragenen Toga eingehüllt, bei ſchlechtem Wetter, im Koth nachwaden mußten, wenn der Patron auf einem erhabenen Seſſel von ſeinen Sklaven getragen wurde; und wie die Klienten ſogar von dem Tiſche des Patrons, unter dem Nahmen der Sportuln, eine kleine Portion erhielten, die ſie ſich abholten und zu Hauſe verzehrten.

Jetzt ſieht man etwa einen Kardinal von ein paar Prälaten, oder einen Prälaten von ein paar Abbaten begleitet, welche ſein Gefolge ausmachen. Die übrige Begleitung beſteht aus Bedienten, deren man hier ſo viele wie nur möglich hält, um ſeinen Aufzug glänzend zu machen.

Dieſe Anzahl von Bedienten genießen denn wenigſtens, wenn ihre Beſoldung auch noch ſo geringe iſt, der Protektion ihrer Herren, deren ſie ſich zu ihrem Vortheil auf mancherlei Weiſe zu bedienen wiſſen.

Da im Grunde hier eine Art von Anarchie herrſcht, wo Gewalt vor Recht geht, ſo iſt einem jeden ein Protektor um ſo nöthiger, der ihn gegen Beleidigung und Unterdrückung in Schutz nimmt; denn von der Macht hängt hier alles ab, und der Ohnmächtige wird vergebens ſeine Stimme erheben, und um Gerechtigkeit flehen.

Nur kann es hiebei nicht wohl vermieden werden, daß die Protektion eben ſowohl zu der ungeſtraften Begehung von Ungerechtigkeiten gemißbraucht, als zum Schutz gegen Gewalt und Unterdrückung gebraucht wird.

Rom, den 2. November.

Lokalität.

An die Ortsidentität knüpft ſich doch eigentlich die Geſchichte und die Dauer eines Volks — Beſonders merkwürdig iſt daher die Rede des Kamillus, die ihm der Geſchichtſchreiber Livius in den Mund legt, als die Römer im Begriffe waren, das von den Galliern zerſtörte Rom zu verlaſſen, und zu Veji ihren Wohnſitz aufzuſchlagen.

In dieſer ſchönen Rede iſt alles das zuſammengeſtellt, was den Römern dieſen Fleck, auf dem ſie nun ſchon ſo manchen Glückswechſel erfahren hatten, vor allen andern werth machen mußte.

So unbedeutend auch der Nahme an ſich iſt, ſo iſt er doch einmal das unterſcheidende Merkmal, woran ſich die Geſchichte eines ganzen Volkes knüpft; und Roms Geſchichte ſelbſt wäre zerſtümmelt, und hätte kein ſo ſchönes Ganze für die nachfolgenden Zeiten gebildet, wenn die Römer damals, als ihre Stadt zerſtört war, nach Veji übergegangen wären.

Die menſchlichen Gedanken verlangen in der Geſchichte, wo ſo vieles ſich durchkreuzt, irgend eine große Einheit, woran ſich das übrige anſchließen kann; und Rom iſt auf dem ganzen Erdboden gewiß der Fleck, welcher ſeit Jahrtauſenden durch die intereſſanteſte Geſchichte am ununterbrochenſten bezeichnet iſt.

Es iſt daher auch kein Wunder, daß die römiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber, in dem blühendſten Zeitpunkte, alles benutzten, wodurch Rom und ſeine Geſchichte in den anziehendſten Geſichtspunkt geſtellt wurde.

Die ganze Aeneide ſcheint hierauf angelegt zu ſeyn; und Livius bearbeitete einen ſchönen Roman, indem er ſeine Geſchichte ſchrieb; ihn ſcheint immer der Gedanke geleitet zu haben, den allmäligen Wachsthum der größten Macht auf Erden aus dem geringſten Urſprunge zu ſchildern; und er hat in ſeiner Geſchichte alle die Scenen ſorgfältig zuſammen geſtellt, die nicht nur ein einzelnes Volk, ſondern die ganze Menſchheit intereſſiren mußten.

Alles erhält dadurch gleichſam einen hellern, Brennpunkt, daß nicht ein Land, ſondern eine einzige Stadt der eigentliche Schauplatz der größten Begebenheiten iſt, die ſich auf dem Erdboden ereignet haben.

Dieſe Geſchichte Roms erhält dadurch eine Einfachheit und Größe, die weder bei der Geſchichte der griechiſchen Staaten noch irgend eines andern Landes in der Welt ſtatt findet.

Bei den ungeheuren Eroberungen der Römer nach allen Weltgegenden zu, kehrte man doch mit jedem Jahre immer wieder nach dem Mittelpunkte zurück, von welchem alle dieſe großen Begebenheiten ausgingen.

Klaſſiſcher Boden.

Alle dieſe Plätze ſind durch ſchöne und große Gedanken geweiht, die hier gedacht, und durch edle und große Thaten, die hier gethan wurden.

Der Ausdruck: klaſſiſcher Boden, iſt daher ſehr wohl gewählt, um dieſen Begriff zu bezeichnen. Denn die klaſſiſchen Werke der Alten erhalten gleichſam ein neues Leben, wenn ſie auf dieſem ihren einheimiſchen und vaterländiſchen Boden, dem ſie entſproſſen ſind, in dem Gedächtniß des Leſers wieder aufgefriſcht, und ihre unnachahmlichen Schönheiten an Ort und Stelle empfunden werden.

Das alte Rom.

Man überzeugt ſich hier immer mehr, daß das alte römiſche Volk und ſeine Geſchichte immer einer der merkwürdigſten Gegenſtände der Betrachtung bleibt.

Die altrömiſche Sprache iſt einmal die Sprache der Welt geworden; unſere Ideen ketten ſich von Jugend auf an Roms Geſchichte; und man betrachtet die römiſche Litteratur, die auf unſere Zeiten vererbt iſt, gleichſam wie ein Haus, worin jeder, der zu einer höhern wiſſenſchaftlichern Bildung geboren iſt, bekannt gemacht und eingeführt werden muß.

Das römiſche Volk gab ſeiner Würkſamkeit unter allen den größten Umfang. — Es that in das Meer der menſchlichen Begebenheiten einen ſo mächtigen Wurf, daß die Kreiſe welche dieſer Wurf um ſich her zog, noch itzt nicht verſchwunden ſind.

Daß alſo, wo nur Wiſſenſchaften gelehrt werden, die Aufmerkſamkeit vorzüglich auf Roms Geſchichte geheftet wird, liegt in der Natur des Gegenſtandes ſelber; denn es giebt von menſchlichen Dingen, wenn man auf die Ausbreitung ſieht, nichts Grӧßeres und Wichtigeres als dieſe Geſchichte.

Shakeſpear.

Wenn ſich irgend einer in die Zeiten des alten Roms ſo lebhaft mit ſeiner Phantaſie verſetzt hat, daß, jene Zeiten dadurch gleichſam wieder herbeigezaubert, und ganz nahe vors Auge gebracht ſind, ſo iſt es Shakeſpear. —

Die Epoche aus der rӧmiſchen Geſchichte, welche er dramatiſch bearbeitet hat, tritt unter ſeiner Schilderung ſo wahr und lebendig vor die Seele, daß man in Verſuchung geräth, dem Dichter eine Art von Divination in die Vergangenheit, ſo wie dem Propheten in die Zukunft zuzuſchreiben.

Ich habe ſeinen Julius Cäſar hier geleſen, und mein Studium der rӧmiſchen Geſchichte iſt dadurch gleichſam belebt, und alles mir vergegenwärtigt worden. — Auch würde ich einem jeden rathen, den Roms Geſchichte intereſſirt, ſein Studium derſelben mit dieſem Shakeſpearſchen Stücke zu krӧnen.

Denn ſo wie Livius und Tacitus ihren handelnden Perſonen die Reden, welche ſie halten, in den Mund gelegt haben, ſo ſind auch die Shakeſpearſchen Schauſpiele gleichſam pſychologiſche Belege zu Roms Geſchichte, die, obgleich erdichtet, dennoch das unverkennbare Gepräge der Wahrheit an ſich tragen, in ſo fern ſie aus den innerſten Falten des menſchlichen Herzens, das in jedem Zeitalter daſſelbe war, herausgehoben ſind.

Rom den 4. November.

Belvedere.

Dieſer Ort kann gewiß in doppeltem Sinne Belvedere heißen; weil nicht nur nach außen eine der prachtvollſten Ausſichten über die erſte Stadt der Welt und ihre umliegenden Gegenden, ſondern auch von innen das vollkommenſte und ſchönſte, was die Menſchheit von den Werken der Kunſt beſitzt, ſich dem Auge darſtellt.

Schon ſobald man auf dem Petersplatz tritt, erblickt man die größte Kolonnade; die Peterskirche, als das größte Gebäude, das die alten und neuern Zeiten hervorgebracht haben, und dicht daneben den ungeheuren vatikaniſchen Pallaſt, der mehr einer Stadt als einem Gebäude ähnlich iſt.

Alles iſt in dieſem Pallaſte koloſſal; man thut eine Reiſe in dem langen Gange zu dem Gitterthor des Klementiniſchen Muſäums, wo zur rechten eine Treppe zur Wohnung des Kuſtode herauf geht, der, wenn man ihm vier Paul entrichtet, zu jeder Zeit den Eingang in dies Heiligthum eröffnet.

Erſt tritt man in den offnen Hof, wo in den Seiten-Niſchen die vorzüglichſten Kunſtwerke, Apollo, Laokoon, u. ſ. w. ſtehen — von da in einen Saal, und dann in die prächtige, einem Tempel ähnliche Kuppel, in welche das Licht von oben fällt, und wo die herrlichen koloſſalen Bildſäulen der tragiſchen Muſe, des Appollo Muſagetes, u. ſ. w. ſtehen. — Dann folgt noch ein großer Saal auswendig mit einem offnen Gange, und außer dieſem noch einige beſondere Zimmer.

Allenthalben wo man hintritt, wird man durch herrliche Erſcheinungen aus der Helden- und Götterwelt überraſcht.

Eine Welt von ſchönen Formen ſchwimmt, wie ein Meer vor der Seele, und man muß ſich in dieſem großen Schauplatze erſt zu orientiren ſuchen, ehe der Blick auf einzelnen Geſtalten haftet.

Am Peterstage iſt das Muſäum für das römiſche Volk eröffnet. An dieſem Tage iſt das

„Entfernet euch ihr Ungeweihten.“

ausgelöſcht, und dieſer Tempel voll herrlicher Götterideale, wird von dem unwiſſenden Pöbel wie eine Marionettenbude, oder wie ein Heiligen-Tabernakel, angegaft.

Die Mönche haben hier zu jeder Zeit freien Zutritt, und ich habe zum öftern eine Heerde Franziskaner mit ihrem Oberhirten hier geſehen, die ſich bei den Thiergeſtalten am längſten verweilten, und die kunſtreiche Nachahmung in der Figur eines bronzenen Ochſen nicht genug erheben und bewundern konnten, worauf ſie ſich denn wieder wegbegaben.

Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit.

Eine Betrachtung beim Anblick der Kolonnade auf dem Petersplatze.

Bei großen Gegenſtänden findet die Seele ſelbſt an der Einförmigkeit Wohlgefallen, — wie an dem Anblick der blauen Himmelswölbung, der unendlichen Meeresfläche und eines Säulenganges, der ſelbſt durch ſeine Fortdauer, wo ſich doch immer wieder dieſelbigen Gegenſtände dem Auge darbieten, ergötzt, und wo es einen majeſtätiſchen Eindruck macht, je weniger man gleichſam das Ende davon abſieht. —

Denn da eine einzige Säule ſchon etwas Prachtvolles iſt, ſo macht ihre Anzahl und ihre Folge einen Reichthum der Vorſtellung aus, der an ſich

Vergnügen erweckt: die Einförmigkeit iſt alſo hier gewiß ſchöner als die Abwechſelung.

Eine einzige Säule iſt ſchon an ſich ein Ganzes, das die Seele füllt, welche ſich ergötzt, dieſen einzigen Begrif immer wieder nicht abwechſelnd ſondern vervielfältigt und ſich gleichſam in ſich ſelber ſpiegelnd zu finden.

Von den kleinern Gegenſtänden erfüllt das Einzelne die Seele nicht ganz, daher iſt ihr die Abwechſelung nicht zuwider, ſondern angenehm, weil ſie immer noch Raum genug für neue Begriffe hat. —

Von dem Großen und Erhabenen will man viel, von dem Kleinen vielerley ſehen. Ein Eichenhain, ein Cypreſſenwald, ſind ſchön in ihrer Einförmigkeit; ein mit den abwechſelndſten Farben ſpielendes Blumenbeet, iſt ſchön in ſeiner Mannigfaltigkeit. —

Große hohe Bäume nehmen ſich beſſer in graden Gängen aus; denn es wäre Schade, wenn hier die Pracht des Ueberblicks verlohren ginge, wo die erhabenen Stämme in der perſpectiviſchen Ferne allmählich ihre Wipfel neigen, und ſchon durch dieſe täuſchende Darſtellung allein, ein ſchönes Gemählde in der Seele hervorbringen.

Niedrige Bäume und Geſträuche paſſen beſſer zu krummen Gängen, weil eine Ueberſicht des Ganzen hier doch zu kleinlich iſt, und kein Intereſſe für die Seele hat, deren vorſtellende Kraft durch große und erhabene Gegenſtände gleichſam ausgedehnt und erweitert zu ſeyn ſtrebt.

Bei großen Gegenſtänden iſt daher die Ueberſicht, bei kleinen die ſpielende Ueberraſchung ſchöner. —

Ein erhabenes Gedicht braucht nicht zu überraſchen, oder die Ueberraſchung iſt doch nur ſein kleinſtes Verdienſt; denn man empfindet ſeine Schönheiten erſt ganz, wenn man es zum öftern lieſet, und auf die ganze Folge der Darſtellung immer ſchon vorbereitet iſt.

Ein leichter blos unterhaltender Roman hingegen, den man nur einmal lieſet, ſoll vorzüglich durch überraſchende Scenen gefallen.

In einer Oper, die mehr ein Vergnügen für Auge und Ohr, als für den Geiſt iſt, müſſen die Scenen überraſchend ſeyn; in einem ernſten Trauerſpiele hingegen liegt an der Ueberraſchung wenig, und es kommt nicht ſowohl darauf an, daß ſich unerwartete Vorfälle ereignen, als vielmehr darauf, daß eine Begebenheit, ſie mag uns nun bekannt oder unbekannt ſeyn, uns durch die Darſtellung immer wichtiger werde, und immer mehr Intereſſe für uns erhalte.

Unberufene dramatiſche Dichter ſuchen daher durch die Häufung unerwarteter Vorfälle, den Mangel an Intereſſe, das ſie ihren Gegenſtänden nicht geben können, zu erſetzen, und den Zuſchauer, den ſie nicht zu rühren wiſſen, wenigſtens in ein betäubend Erſtaunen zu verſetzen.

So, wie bei allen ernſten Gegenſtänden, muß auch bei Gebäuden das Ueberraſchende und Auffallende niemals geſucht werden, wenn die Baukunſt nicht in einen kindiſchen und ſpielenden Geſchmack ausarten ſoll.

Ein Gebäude ſoll durch ſeine edle Zweckmäßigkeit, und durch das ſchöne Ebenmaaß ſeiner Theile, je länger man es betrachtet, den Blick immer mehr an ſich feſſeln, und durch das Auge der nachdenkenden Vernunft Beſchäftigung geben.

Ein Gebäude, das durch eine phantaſtiſche und abentheuerliche Zuſammenſetzung die Seele bloß in Erſtaunen verſetzt, wird für einen ächten und geläuterten Geſchmack ſehr bald ſein Intereſſe verlieren, und wenn die erſte Ueberraſchung vorbei iſt, mit Verachtung und Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Päbſtliches Militär.

Ich ſahe neulich auf Monte Kavallo dem Exerzieren der päbſtlichen Soldaten zu. Ein junger Offizier ließ es ſich recht angelegen ſeyn, und kommandirte mit vieler Heftigkeit.

Dem einen der Herren Soldaten dauerte dieß zu lange, und er trat mit dem Gewehr vor, und ſagte:

Ma, quando finiſce ſta ſtoria?

Wann wird die Geſchichte ein Ende haben?

Nur noch einen Augenblick Geduld, mein Sohn, gab der Offizier zur Antwort, wir werden gleich fertig ſeyn! Und nun beruhigte ſich auch der Soldat, und exerzierte wieder mit, worauf denn auch ſogleich geſchloſſen wurde.

Ein andermal, als ich dieſer Waffenübung zuſahe, kam einer von den Soldaten erſt, da ſchon alles beinahe vorbei war.

Aber, mein Sohn, wo kommt ihr ſo ſpät her? fragte der Offizier.

Ich habe Meſſe gehört! war die Antwort.

Recht gut, mein Sohn! verſetzte der Offizier, und kommandirte weiter.

Ein Soldat heißt hier auch bei den gemeinen Leuten Signor Soldato; und die Soldatenſtellen werden wie Bedienungen betrachtet, um welche man bei dem Pabſte durch Bittſchriften anhält.

Laokoon.

Der Jammer der ganzen leidenden Menſchheit drängt ſich hier zuſammen — es iſt das höchſte körperliche Leiden, vereinbart mit dem höchſten Leiden der Seele.

Durch die beiden Söhne des Laokoon, die mit von der Schlange umwunden werden, wird dieſe Gruppe erſt ſanft und ſchön; denn das erhabene, zartere Mitleid nimmt den Ausdruck des körperlichen Leidens in ſich auf, und veredelt und erhöhet das Ganze.

Es iſt hier die größte Hülfloſigkeit bei der höchſten Bedrängniß und bei der heftigſten Anſtrengung zu helfen —

Das zweckloſe Abarbeiten und Entgegenſtreben macht den entſetzlichſten Mangel alles Beiſtandes von außen und von innen her, in jeder Muſkel ſichtbar —

Man ſieht in dieſer Gruppe das Alter mit der Jugend von der allgewaltigen Zerſtörung umfaßt; den Vater mit den Söhnen vom umwindenden Ungeheuern in einem Jammerſtande umſchlungen —

Man denke ſich ſtatt der Schlangen in dieſer Gruppe, den reißenden Tyger, den verwundenden Pfeil, den tödtenden Dolch — nichts kommt dem Entſetzen dieſer furchtbaren Umwindung bei, wo die mächtigen Ungeheuer in ſchrecklichen Krümmungen den ganzen Gliederbau umfeſſeln — das Edle, Gebildete erliegt der Macht des Ungeheuern; der Menſch dem Wurme —

Es iſt die alles umgebende Zerſtörung vom Feuer, von Waſſerfluthen, die keine Flucht erlaubt — ſo ſchlingt das Verderben hier ſeinen unauflösbaren Knoten — aus dieſem Labyrinthe giebt es nun weiter keinen Ausweg: die widerſtrebende Natur erliegt —

Daher iſt auch, ſchon wegen der Wahl des Gegenſtandes, dieß Kunſtwerk einzig in ſeiner Art, und konnte nur einzig ſeyn.

Die Gruppe der Niobe kömmt ihr nicht bei; man ſieht dort nur die Wirkung der Zerſtörung, aber nicht die Zerſtörung ſelbſt —

Die unſichtbaren Pfeile des Apollo und der Diana fliegen in der Luft, und tödten die Söhne und Töchter der Niobe. — Die Stellungen ſind das Schönſte, was man ſich denken kann; aber das Ganze hat keinen Vereinigungspunkt in ſich ſelbſt, ſondern bloß in dem Gedanken an die Geſchichte der Niobe, die der Betrachtende, um das Ganze zuſammen zu faſſen, mit hinzubringen muß.

Abendwanderung.

Ich gehe durch Maria Maggiore. Man macht durch einen ſolchen Tempel ordentlich einen Spaziergang; man tritt von der Straße in einen Umfang, der zum Wandeln Raum verſtattet, und wo man durch die Mauern ſich nicht eingeengt und beſchränkt fühlt.

Die Säulengänge an beiden Seiten laden zum ſtillen Nachdenken und zur ernſten Betrachtung ein, ſo wie man in dem einſamen Tempel unter ihnen auf und nieder geht —

Von Zeit zu Zeit heißt ein Gemählde den Fuß verweilen, um in der lebendigen Darſtellung menſchlicher Geſchichten durch Farbe und Umriß, den Genius des Künſtlers zu bewundern —

Die gerade Straße von Maria Maggiore führt mich zum Lateran — und ſo wie ich dieſen Tempel durchwandert habe, und aus der andern Thüre trete, finde ich mich am Ende der Stadt, und ſehe eine der reizendſten Landſchaften vor mir liegen:

Das drei Meilen weit entfernte Fraſkati, mit ſeinen weißen Häuſern an dem Abhange der Tuſkulaniſchen Hügel; ganz oben auf der Spitze des Hügels die Cypreſſenallee, wo ich ſo oft gewandelt habe.

Und hinter dieſem die Spitze des Monte Kavo mit dem weißen Kloſter, das in die Ferne ſchimmert, und denſelben Platz einnimmt, wo der Tempel des Jupiter Latialis ſtand, und das Bundesfeſt der Lateiner gefeiert wurde.

Zur Linken ſehe ich die Sabiniſchen Berge — ich wende mich nun nach dem alten Tiburtiniſchen Thore — hier zwiſchen den Mauern iſt ein ſo ſtiller Gang — ich ſehe in der Ferne den Rücken der höchſten Berge mit ſanften Krümmungen den Horizont bezeichnen.

Ich komme zu dem Tiburtiniſchen Thore — der hintere Bogen mit ſeinen Steinmaſſen aus den Zeiten des alten Roms, iſt halb eingeſunken — Dieſe Ueberbleibſel ſind gleichſam die Signale der römiſchen Macht, und erwecken, wenn man ſie ſiehet, lebhaft das Andenken von Roms Geſchichte.

Alles, was ich hier um mich her erblicke, jene Gebirge in der Ferne, dieſe Tempel und Ruinen in der Nähe, erhalten einen neuen Reiz für mich durch den Gedanken: daß ich nun bald aus dieſen Gegenden ſcheiden werde; darum ſuche ich mir von dem was mich umgibt, ein bleibendes Bild einzuprägen, das Zeit und Entfernung nicht wieder auslöſchen können.

Ich beſchließe meine Abendwanderung, indem ich auf der mit Pinien und Cypreſſen bepflanzten Anhöhe in der Villa Negroni, noch des vollen Anblicks der Gegend um Rom genieße, und des herrlichen Schauſpiels, wo die Berge im Widerſchein der unterſinkenden Sonne mit den mannichfaltigſten Farben ſpielen.

Rom, den 20. November.

Römiſche Polizei.

Wer aus einer Stadt hieher kömmt, wo eine ſtrenge Polizei beobachtet wird, dem fällt es ſehr ſonderbar auf, daß man hier am hellen Tage mitten in der Stadt ein Piſtol aus dem Fenſter abfeuern darf.

Von Polizei findet hier nun wirklich gar keine Idee ſtatt; ein jeder thut auf öffentlicher Straße, was ihm beliebt; und durch Zwang und Ordnung iſt man wohl nicht leicht an einem Orte weniger eingeſchränkt, als hier.

Die unzähligen Bettler bedienen ſich denn auch insbeſondere dieſer Freiheit, die öffentlichen Straßen auf alle Weiſe zu ihrer Bequemlichkeit zu brauchen; welches denn freilich für die feine Welt keinen angenehmen Anblick giebt, und für feine Naſen kein Weihrauch iſt.

Man duldet dieß aber und gewöhnt ſich daran, weil man es nicht wagt, dem Armen, dem man alles genommen hat, auch noch die öffentlichen Straßen zu verweigern, die er ſich zu ſeiner

Behauſung und zu ſeiner Lagerſtatt wählt, und alſo auch dasjenige hier verrichten muß, was man ſonſt nur in ſeiner Wohnung thut.

Aurora von Guido.

Die Aurora von Guido im Pallaſt Ruſpiglioſi, wo die tanzenden Stunden vor dem Wagen der Göttin den Lauf des Tages eröfnen, iſt eines der reizendſten Gemählde, wo nur durch die Mühſamkeit des Betrachtens, ſo wie bei allen Deckengemählden, das Angenehme des Eindruckes zum Theil verhindert wird.

Am bequemſten macht man ſich die Anſicht, wenn man ſich ausgeſtreckt auf eine der Bänke legt, die unten in der Halle ſtehen. Der Anblick ſcheint in dieſer Lage natürlicher, und die Wahl des Platzes für das Gemählde zweckmäßiger zu ſeyn, als wenn man es ſtehend, mit zurückgebogenem Halſe, betrachten muß.

Man würde dieß herrliche Gemälde gewiß unter ſeinem Werthe ſchätzen; wenn man in der ſchönen und bedeutenden Allegorie auf die Morgenröthe ſeine vorzügliche Schönheit ſuchen wollte.

Das Allegoriſche iſt hier gewiß ſehr untergeordnet, und der Künſtler hatte nicht ſowohl den Zweck, durch ſein Gemählde die Idee von der Morgenröthe zu erwecken, als vielmehr die Idee von der Morgenröthe ihm die Veranlaſſung zu der Zuſammenſetzung einer ſo ſchönen Gruppe gab, welche immer gefallen würde, wenn ſie auch gar keine allegoriſche Bedeutung hätte.

Fortuna — von Guido.

Dieſe Fortuna mit dem fliegenden Haar, und den Spitzen der Zehen kaum die rollende Kugel berührend, iſt an ſich eine ſchöne mahleriſche Figur, nicht, weil das Glück dadurch treffend bezeichnet und allegoriſch dargeſtellt wird; denn dieſe Allegorie iſt in mahleriſcher Rückſicht gewiß nicht die Hauptſache.

Sondern weil dieſe Figur Harmonie und Uebereinſtimmung in ſich ſelbſt hat. Das fliegende Haar, die rollende Kugel, der aufgehobene Fuß — alles dieſes ſtimmt zu dem Eindruck des Ganzen überein, und dieſe Figur würde immer ihrer mahleriſchen Stellung wegen gefallen, wenn man ſich auch gar keine Allegorie dabei dächte.

Durch die bloßen allegoriſchen Figuren wird die Aufmerkſamkeit in Rückſicht auf die ſchöne Kunſt geſtört und von der Hauptſache abgezogen: denn ſobald eine ſchöne Figur noch etwas außer ſich ſelber anzeigen und bedeuten ſoll, ſo nähert ſie ſich dadurch dem bloßen Symbol, bei dem es, ſo wie bei den Buchſtaben, womit wir ſchreiben, auf Schönheit nicht vorzüglich ankömmt.

Das Kunſtwerk hat alsdann ſeinen Zweck nicht mehr in ſich ſelber, ſondern ſchon mehr nach außen zu. — Das wahre Schöne beſtehet aber eben darin, daß eine Sache bloß ſich ſelbſt bedeute, ſich ſelbſt bezeichne, ſich ſelbſt umfaſſe, und ein in ſich vollendetes Ganze ſey.

Ein Obeliſk bedeutet — die Hieroglyphen daran bedeuten etwas nach außen zu, daß ſie nicht ſelber ſind, und erhalten bloß durch dieſe Bedeutung ihren Werth, weil ſie ſonſt an ſich ſelber ein müßiges Spielwerk wären.

Soll nun ein ſchönes Kunſtwerk bloß deswegen da ſeyn, damit es etwas außer ſich andeute, ſo wird es ja dadurch ſelbſt gleichſam zur Nebenſache. — Bei dem Schönen aber kommt es immer darauf an, daß es ſelbſt Hauptſache ſey —

Die Allegorie muß alſo, wo ſie ſtatt findet, immer nur untergeordnet, und mehr wie zufällig ſeyn; ſie macht niemals das Weſentliche oder den eigentlichen Werth eines ſchönen Kunſtwerks aus.

Unter allen allegoriſchen Figuren ſcheint mir die von der Gerechtigkeit mit Schwerdt und Wage und verbundenen Augen eine der abgeſchmackteſten zu ſeyn.

In dieſer Figur widerſpricht ein Symbol dem andern, und nichts iſt bei ihr in Bewegung; ſie hebt blos das Schwerdt und die Wage in die Höhe und die verbundenen Augen machen ſie noch unthätiger.

Der Gebrauch des Schwerdtes erfordert für ſich allein eine eigene Körperſtellung, wenn es nicht als ein unnöthiges Werkzeug in der Hand ruhen ſoll. Der Gebrauch der Wage erfordert wieder eine andere, von der vorigen ganz verſchiedenen Stellung, wozu die verbundenen Augen auf keine Weiſe paſſen.

Die ganze Figur iſt daher überladen, und ſteht von ſich ſelbſt erdrückt, wie eine todte Maſſe da. — Denn in ihr herrſcht keine Uebereinſtimmung, als blos in dem unſichtbaren Gedanken, den ſie ausdrücken ſoll, und der mit dem körperlichen nichts gemein hat.

Wenn auf die Weiſe die Allegorie der innern Schönheit einer Figur widerſpricht, und dieſelbe aufhebt, ſo ſcheint ſie mir in den ſchönen Künſten ganz unzuläſſig, und hat nur den Werth einer Hieroglyphe, nicht aber eines Kunſtwerks.

Rom, den 22. November.

Abbaten.

Von dieſer Art Leute macht man ſich auswärtig eine ganz falſche Vorſtellung, wenn man ſich Perſonen darunter denkt, die ein gewiſſes Amt bekleiden oder einen beſondern Stand behaupten.

Alles heißt hier Abbate, was mit Mäntelchen und Kragen in Prieſtertracht einhergeht, und faſt ein jeder geht ſo einher, der im Stande iſt, ſich dieſe Kleidung anzuſchaffen; denn es bedarf keiner beſondern Erlaubniß dazu.

Man könnte ſagen, was in England ein Gentleman oder ein Mann von Stande heißt, das ſey hier ein Abbate; ein Squire oder Baronet ſey ein Prälat oder Monſignore; und ein Lord oder Pair des Reichs ſey ein Kardinal.

Da der geiſtliche Stand hier einer der ehrenvollſten iſt, ſo ſtrebt auch ein jeder nach der Uniform deſſelben, wer auf den Nahmen eines feinen Mannes Anſpruch macht.

Selbſt Ehrenämter, die jemand bekleidet, verlieren ſich in dem Abbatentitel, welcher für alles gilt; ſo iſt z. B. der Sohn meiner Wirthin in einem weltlichen Poſten als Segretario beim Getreideweſen angeſtellt; Signore Abbate aber iſt dem ohngeachtet ſein Ehrentitel, und die ſchwarze Abbatenkleidung ſein Ehrenſchmuck.

Am allerabgeſchmackteſten kleidet Jünglingen und Knaben die Abbatentracht; die blühende Farbe der Jugend ſchämet ſich aus dieſer ſchwarzen Hülle zu ſchimmern, aus der man ſo viel todtengelbe blaſſe Geſichter hervorblicken ſieht.

Und doch ſieht man hier faſt alle Kinder, deren Eltern von Stande ſind, und vorzüglich Fürſtenſöhne, wie Abbaten gekleidet; der Fürſt Borgheſe macht eine Ausnahme; er ſelber trägt ſich engliſch, und ſeine beiden Söhne tragen Zöpfe und farbichte Kleider.

Am ſonderbarſten nimmt es ſich aus, wenn man eine Anzahl ſolcher zehen oder zwölfjährigen Abbaten Ball ſpielen, und ſie in ihren geiſtlichen Habiten laufen und ſpringen ſieht.

Es ſcheint ein ordentlicher Widerſpruch zwiſchen dieſer ſteifen Kleidung und jugendlichen Spielen zu ſeyn; der Wuchs des Körpers und der Reiz ſeiner Bewegung ſind dadurch entſtellt; der jugendliche Muthwille verträgt ſich nicht mit dieſer ernſten

Prieſtertracht, und es kommt einem vor, als ob die unſchuldige Freude unter dieſem Gewande ſelbſt zur Sünde würde.

Römiſche Reiterei.

Als ich mir durch einen Sturz mit dem Pferde den Arm zerbrochen hatte, ſo habe ich, wenn man mir ſein Beileid bezeugen wollte, mehr wie hundertmal den Ausdruck gehört: ein gallopirendes Pferd ſey ein offenes Grab! welches Sprichwort mir zum Beweiſe dient, wie weit die Pferdeſchen der Italiäner geht.

Nichts nimmt ſich lächerlicher aus, als wenn die päbſtliche Garde zu Pferde paradirt, und die ſchwer bewafneten Männer mit Zittern und Beben den Umſtehenden zurufen: guardatevi! guardatevi! denn weil ſie ſich eben ſo wie die Umſtehenden vor der Wildheit ihrer Pferde fürchten, die ſie nicht zu bändigen ſich getrauen, ſo warnen ſie aus Menſchenfreundlichkeit einen jeden vor der drohenden Gefahr.

Die Prälaten, welche in dem Zuge des Pabſtes mit violettnen Strümpfen auf Maulthieren reiten, haben alle ihre Bedienten zu Begleitern um ſich her verſammlet, damit das Thier worauf ſie angſtvoll ſitzen, nicht etwa aus ſeinem gravitätiſchen Schritt komme und einen gefährlichen Sprung thue.

Darum iſt denn auch der ſanftmüthige Eſel das Roß, welches der Italiäner am liebſten reitet; denn wenn dieſer gleich anfängt, ein wenig zu gallopiren, ſo iſt doch das offene Grab nicht gleich da, ſondern der Fuß des Reiters ſteht ſchon, wenn ſein Thier unter ihm ſtürzt, mit feſtem Tritt auf dem Boden.

Dieſe Reiterei iſt daher auch hier zu Lande nicht ſo wie anderwärts, mit Verachtung und Schande gebrandmarkt; ſondern die Bequemlichkeit, welche dem Stolz vorgeht, achtet ſich hier ſelber in ihrer Erniedrigung, und keiner ſieht mit Spott auf den andern herab.

In eines Eſels Querſattel ſitzt man wie auf einem Seſſel; die Füße trippeln leiſe unter einem fort; man braucht ſich um nichts zu bekümmern; der Treiber mit dem Stachel geht hinterher, und ſpornt von Zeit zu Zeit das träge Thierchen an, das ſeinen Lauf beſchleunigt, da es ihm ſchwer wird, wider den Stachel zu lecken; wenn es ja ſtürzt, ſo ſetzt es einen mit den Füßen ſanft zur Erde, und in einem Augenblick erheben Roß und Mann ſich wieder.

Rom, den 24. November.

Die Bäder des Diokletian.

Unter den Ueberbleibſeln von Bädern in Rom haben ſich die Diokletianiſchen am vollſtändigſten erhalten. Man ſieht noch deutlich den ganzen Umfang derſelben; und es ſteht noch eine Anzahl von den innern Gebäuden derſelben ganz erhalten bis ans Dach.

Merkwürdig iſt die Bauart, daß man ſich an die äußere Symmetrie nicht kehrte, ſondern hoch und niedrig nebeneinander baute, ſo wie es das verſchiedene Bedürfniß erforderte.

Man ſieht daher niedrige Zimmer dicht neben hohen Sälen, und das Dach iſt eben ſo abwechſelnd hoch und niedrig, wie die inneren Zimmer. Dies giebt dem Aeußern des Gebäudes freilich ein ganz ſonderbares Anſehen; es ſcheint aber, daß die Alten nicht ſo ſehr darauf Rückſicht genommen haben, alles unter ein Dach zu bringen, ſondern daß ſie vielmehr ein Haus wie eine Sammlung von Wohnungen betrachtet haben, wovon jede für ſich ein Ganzes ausmacht, und alſo auch ihr eignes Dach haben könnte.

Die Bäder des Diokletian ſind von vierzig tauſend Chriſten zu der Zeit der großen Chriſtenverfolgung erbaut, welche den Diokletian endlich ſo ſehr ermüdete, daß er lieber ſeine Regierung niederlegen, als noch länger eine zweckloſe Grauſamkeit ausüben wollte.

In dem Umfange dieſer Bäder des Diokletian wohnen nun die Kartheuſermönche, welche durch tägliche Kaſteiung und ſelbſtgewählte Leiden den Triumph über das beſiegte Heidenthum feiern.

Die Mönche in dieſem Kloſter haben ſich beſonders durch eine außerordentliche Strenge gegen ihren Orden ausgezeichnet, ſo daß einige über unaufhörlichen Selbkaſteiungen zuletzt ihren Verſtand verlohren haben, weswegen denn endlich gegen dieſe übertriebene Heiligkeit vom Pabſte ſelbſt ein Verbot erfolgte.

Vier einſame Cypreſſenbäume mitten im Hofe des Kärtheuſerkloſters, geben dieſem Orte der ſtillen Trauer und Abgeſchiedenheit ein ſo melancholiſches Anſehen, daß man nicht ohne Wehmuth in dieſe Mauern tritt, welche ſo viele geweihte Opfer des Fanatismus umfaſſen.

Die Kartheuſerkirche iſt von Michel Angelo gebaut, und ſein Geiſt leuchtet aus der großen Anordnung dieſes majeſtätiſchen Gebäudes in allen ſeinen Theilen hervor.

Auf dem einſamen Platze der Diokletianiſchen Bäder liegt dieſer Tempel, von außen wenig verſprechend, aber beim Eintritt höchſt überraſchend, weil das Auge allenthalben unerwartete Erweiterungen und Vertiefungen bemerkt, ſo wie man vorwärts tritt.

Der erſte Eindruck von dieſem Tempel iſt würklich weit lebhafter, als wenn man in die Peterskirche tritt. Michel Angelo hat nehmlich einen ungeheuern Saal von den Bädern des Diokletian zu dieſem Gebäude auf eine ſolche Art benutzt, daß die Säulen, welche vormals das Gewölbe trugen, zum Theil auf ihrem alten Flecke ſtehn geblieben ſind. Aus dieſer Miſchung des Alten mit dem Neuhinzugekommenen iſt der ſonderbar eigenthümliche Styl erwachſen, in welchem dies Gebäude errichtet iſt.

Rom den 9. December.

Folgende goldene Worte der Freundſchaft aus einem lateiniſchen Dichter ſchrieb ich vor einigen Tagen in das Denkbuch eines Freundes, der von hier abreiſte:

Si tibi mens eadem, ſi noſtri mutua cura eſt,
In quocunque loco Roma duobus erit.

Bleibt deine Freundſchaft feſt,
Und unverändert deine Treue,
So finden wir Rom an jeglichem Orte,
Und unter jedem Himmelsſtriche wieder.

Bei meinem ſcheidenden Freunde iſt dies doppelt wahr; wo das Schickſal uns irgendwo wieder zuſammenführt, da werden wir auch Rom in unſerm lebhafteſten Andenken wieder finden, und ſo manche Scenen, die wir hier durchlebten, werden in unſerer Einbildungskraft wieder erwachen.

Jedes Denkmal des Alterthums, das wir mit unſern Gedanken wieder beſuchen, wird uns an irgend eine angenehme Unterredung, an irgend einen angenehmen Gedankenwechſel wieder zurückerinnern; und unſer zweijähriges Leben in Rom wird mit ſeinem ganzen Reichthum von Beobachtung und Genuß allenthalben wieder vor unſre Seele treten.

Gewiß können ſich Freunde nicht feſter an einander knüpfen, als durch die gemeinſchaftliche Betrachtung desjenigen, was den Geiſt erhöhet und bildet, und für die Zukunft des Lebens eine bleibende Quelle von Vergnügungen wird.

Kapitolium.

Von dem Tarpejiſchen Felſen iſt der Anblick auf die Stadt Rom vorzüglich ſchön. — Man ſieht nehmlich gerade auf das Theater des Marcellus herunter, deſſen Außenwände, ob es gleich inwendig verbauet iſt, dennoch zum Theil ihre ehemalige Geſtalt beibehalten haben.

Und aus der Maſſe von Häuſern auf dem alten Marsfelde ragt die flache Kuppel des Pantheons hervor, ſo daß die Einbildungskraft von hier aus in dem alten Rom ſich wieder findet.

So wie man den Gipfel des Tarpejiſchen Felſen erſteigt, ſieht man den Palatiniſchen Hügel vor ſich, und über dieſen ſchimmert der ſchwarze Monte Cavo mit dem weiſſem Kloſter auf ſeiner Spitze hervor.

Das Coloſſeum und der Friedenstempel zeigen ſich in der Nähe. — Wenn man nun von dem Kapitoliniſchen Berge den ſteilen Weg herunter geht, ſo blickt man tief in die Höfe der Häuſer hinein, die an den Felſen gebaut ſind. —

Dieſer Weg führt unten, wo man nach dem Theater des Marcellus geht, auf einen Thorweg, der ohngefähr den Fleck bezeichnet, wo das Thor der Karmenta war.

Copri miſeria.

Ein Ueberrock heißt im Italiäniſchen Copri miſeria — — Dieſe Benennung iſt äußerſt karakteriſtiſch, und gleichſam ein Symbol der ganzen römiſchen Verfaſſung, die am füglichſten mit einem ſolchen prachtvollen und bebrämten Copri miſeria verglichen werden kann, der eine ſchmutzige und zerriſſene Lumpenkleidung deckt, die doch dem Körper einmal am nächſten iſt, und bei aller äußern Pracht, demjenigen, der ſie trägt, nothwendig unbehaglich ſeyn, und eine ſehr widrige Empfindung verurſachen muß.

Rom, den 12. December.

Martials Prophezeihung.

Als ich neulich in der verödeten Gegend von Rom wandelte, die ehemals die bevölkertſte war, und nun in Weingärten und grasbewachſene Plätze verwandelt iſt, ſo las ich Martials Prophezeihung:

> Wenn des Meſſala Felſenhaus nicht mehr ſeyn wird,
> Und des Licinus Marmor zu Staub geworden iſt,
> So wird man mich noch leſen, und der Fremde
> Nimmt meine Lieder mit zu ſeiner Väter Sitze *).

Nun iſt keine Spur mehr von dem Felſenhauſe des Meſſala — der Marmor des Licinus iſt zu Staub geworden — der Fremde kömmt hieher und lieſt den Dichter, und wandert, ſo wie ich es jetzt thue, mit ihm in der verödeten Stadt umher, um in ſeiner Gedanken Wiederſchein die Trümmer der Vorzeit zu betrachten — —

---

*) Martial, lib. 8. ep. 3.

Rom, den 24. December.

Die modernen Thürmchen auf dem Pantheon.

Dem Baumeiſter fehlte es gewiß an Ueberſicht eines großen Ganzen, der auf das Pantheon die beiden kleinen Thürmchen ſetzte, die für dieß herrliche Denkmal des Alterthums ein wahrer Schandfleck ſind.

Der Geſchmack fängt an zu ſinken, wenn die Vorſtellungskraft, gleichſam zuſammengeſchrumpft, und unfähig ein großes Ganze zu umfaſſen, zu den Verzierungen im Kleinen keinen Maasſtab mehr behält, ſo daß dieſe, ehe man es gewahr wird, ins Uebertriebene und Kindiſche ausarten.

Wer mit Geſchmack verzieren will, muß immer ſeinen Blick auf das Ganze heften, und den Begriff von den Gegenſtänden, die er zu verzieren hat nie aus den Augen verlieren.

Nirgends findet man häufiger Uebertreibungen architektoniſcher Zierathen als an Fenſtern, welches offenbar daraus entſteht, wenn derjenige, welcher dieſe überladenen Verzierungen anbringt.

ſein Augenmerk nicht ſowohl auf das ganze Gebäude, als vielmehr auf das einzelne Fenſter richtet, welches er nun an und für ſich gleichſam wie ein Ganzes betrachtet, indem er mit kindiſchem Wohlgefallen das Gebäude ſeiner Verzierungen aufthürmt, und nun nicht aufhören kann, weil die Einbildungskraft keine Grenzen mehr kennt, ſobald ſie durch eine vernünftige Ueberſicht des Ganzen nicht in Schranken gehalten wird.

Die ſonderbaren und abentheuerlichen Ausſchweifungen der gothiſchen Baukunſt, ſcheinen vorzüglich in dieſer Zügelloſigkeit der Phantaſie, ihren Grund zu haben.

Das Ganze, woraus eine ſolche Zuſammenſtellung von lauter einzelnen kleinen Ziergebäuden erwächſt, flößt denn freilich beim erſten Anblick Erſtaunen ein, weil es einer zuſammengethürmten ungeheuern Maſſe ähnlich ſieht — Die nachdenkende Vernunft aber weiß die einzelnen Beſtandtheile nicht zu ordnen und zu erklären.

Sobald die Liebe zum Originellen in Originalſucht übergeht, ſo führt ſie geradeswegs zum Abentheuerlichen und Ungeheuern, dem ſie durch das Geſuchte und Sonderbare unaufhaltſam entgegeneilt.

Nachahmungsſucht und Originalſucht, als ganz entgegengeſetzte Dinge, ſcheinen dem ohngeachtet aus einer Quelle, aus dem Mangel an richtigem Selbſtgefühl, zu entſtehen.

Die Nachahmungsſucht haſcht, ſtatt des weſentlichen Schönen, nur nach der fremden Individualität; die Originalſucht ſchließt mit der fremden Individualität zugleich eigenſinnigerweiſe das würkliche allgemeine Schöne aus, welches unzertrennlich damit verknüpft iſt.

Der edle wetteifernde Nachahmungstrieb ſteht zwiſchen der Nachahmungs- und Originalſucht in der Mitte, und kämpft mit beiden. — Wenn er ſiegt, ſo hebt ſich der Geſchmack einer Nation über das Kleinliche empor — unterliegt er aber, ſo verliert ſich auch bald der Sinn für das große und einfache Schöne; man will nicht mehr gerührt, und im Innerſten der Seele bewegt und erſchüttert ſeyn, ſondern gleich dem Kinde angaffend ſtaunen.

Dies iſt eine ſichere Folge, wenn man mit leerem Eigendünkel alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen will, oder mit gänzlicher Vernachläßigung ſeiner eigenen Schätze, nach allem was fremd iſt, mit kindiſcher Bewunderung haſcht.

Traſtevere.

Dieſen Nahmen führt jezt der Theil von Rom, welcher am Fuße des Janikulus jenſeits der Tiber liegt. — Die roheſte Volksklaſſe hat hier ihren Wohnſitz — und es iſt merkwürdig, daß dieß auch ſchon in dem alten Rom eben ſo war. —

Denn der Hauſirer, welcher Schwefelhölzer verkaufte und gegen Glasſcheiben umtauſchte, hieß Transtiberinus, einer von den Einwohnern jenſeit der Tiber, wo alſo ſchon damals das ärmſte Volk, welches ſich mit dem geringſten Erwerbe beſchäftigte, gewöhnlich ſeinen Wohnplatz hatte.

Forum Palladium.

Hier wohnte Martials Verleger, der Freigelaſſene Sekundus, wie der Dichter ſelber im Anfange ſeines Buchs erzählt, damit der Käufer ſeiner Werke, gleich eine Anweiſung habe, und nicht vergebens in der ganzen Stadt darnach fragen dürfe.

Wahrſcheinlich muß alſo dieſe Gegend häufig von Gelehrten beſucht worden, und vielleicht ein

Sammelplatz derſelben geweſen ſeyn, worauf auch vermuthlich die Benennung von dem Forum der Minerva ſelber deutet. —

Jetzt giebt es wenige anſehnliche Häuſer in dieſen kleinen Straßen, welche größtentheils von armen und geringen Leuten bewohnt werden.

Rom, den 29 December.

Die Bäder der Livia.

Zu den Bädern der Livia ſteigt man einen dunkeln Gang hinab, und wird ſehr angenehm überraſcht, wenn man in die unterirdiſchen Kammern tritt, wo man die Mahlerei noch ſo friſch und ſchön auf den Wänden erblickt, als ob ſie geſtern erſt aufgetragen wären.

Die Arabesken und Verzierungen mit Laubwerk und Vergoldung machen einen reizenden Anblick. Alles iſt hier ſo klein, zierlich und nett, daß man den Schutthaufen und die Ruinen, worunter man ſich befindet, ganz vergißt, und dieſe Badezimmer der vornehmſten Römerin, noch izt mit einer Art von Ehrfurcht betritt, welche jedes lebhaftere Andenken an die Vorzeit erweckt.

Man kömmt jezt zu dieſem verborgenen Heiligthume durch einen ganz verwilderten Küchengarten, deſſen Beſitzer gegen eine Kleinigkeit die Fremden mit Fackeln oder Lichtern hinunter führt, und dieſen Erwerb mit zu ſeinen Einkünften zählt.

Obgleich die Bäder des Titus viele Schätze des Alterthums enthalten, ſo ſind doch dieſe Bäder der Livia, wegen ihrer Nettigkeit, vorzüglich merkwürdig.

Die Hütte des Romulus.

Am Fuße des Palatiniſchen Berges nach dem Kapitolium zu, ſtehet die Kirche des heiligen Theodor, welche ehemals ein dem Romulus gewidmeter Tempel war, worin die Wölfin von Bronze ſtand, die jetzt auf dem Kapitolium ſteht, und noch die Spuren von der Beſchädigung durch den Blitz an ſich trägt, welche als ein vorbedeutendes Zeichen zu der Ermordung des Julius Cäſar betrachtet wurde.

Der Tempel hat noch ganz ſeine alte Form, und vor der Thüre ſtehet noch ein ſteinerner Altar, worauf man Weihrauch ſtreute, und worauf man izt die neuere Inſchrift lieſt: daß dieſer Tempel, der ehemals einem heidniſchen Abgott gewidmet geweſen, nunmehr zu dem Dienſte des wahren Gottes beſtimmt, und dem heiligen Theodor geweihet ſey.

In dieſer Gegend war es auch, wo an einem Abhange des Hügels die Hütte des Romulus ſtand, die von Schilf und Rohr geflochten, immer mit denſelben Materialien, woraus ſie beſtand, wieder ausgebeſſert, Jahrhunderte hindurch als ein Heiligthum erhalten wurde, und für die kommenden Geſchlechter ein Gegenſtand der Andacht und Verehrung war.

Rom, den 30. December.

Titian.

Raphael iſt der hellſte Spiegel der Seele — —

Michel Angelo hüllt ſich in heiliges Dunkel —

Titian mahlt mit dem Finger der Morgenröthe — —

Es iſt, als ob von dem ſanften Schimmer, welcher den dämmernden Horizont erleuchtet, ſich unmittelbar ein Strom durch ſeine Seele ergoſſen, und die Lichtgeſtalten unter ſeinem Pinſel hingezaubert habe — In den Titianſchen Gemählden ſcheint bei ihrer Einfachheit, Zufälligkeit in der Darſtellung, und Mangel an eigentlichen beſtimmten Gedanken, alles übrige nur da zu ſeyn, um der ganz vollendeten lichten Oberfläche, die unmittelbar vor das Auge treten ſoll, zur Unterlage zu dienen.

Künſtlerurtheil.

Man hört ſo häufig junge Künſtler beim Anblick irgend eines großen Kunſtwerks ausrufen: der Arm, die Hand, der Fus, iſt verzeichnet! Und doch verfallen ſie bald, ohne es zu wiſſen, in denſelben Fehler, den ſie bei andern wahrnehmen.

Dieß kann man ſich aber ſehr natürlich erklären: ſo lange man nehmlich bloß betrachtet, wird die Aufmerkſamkeit nicht leicht zu ſehr auf irgend einen Theil geheftet, ſondern iſt gleichſam los und entfeſſelt genug, um auf dem Ganzen umherzuſchweifen, und mit Leichtigkeit die einzelnen Theile mit einander zu vergleichen —

Sobald nun aber irgend ein einzelner Theil des Körpers von dem Künſtler nicht mehr bloß betrachtet, ſondern wirklich dargeſtellt werden ſoll, wird die Aufmerkſamkeit leicht zu ſehr auf dieſen Theil geheftet, eben weil nun die Betrachtung in Thätigkeit übergeht, und nicht mehr ſich ſelbſt gelaſſen bleibt.

Die Betrachtung muß aber nothwendig mit der Thätigkeit gleichen Schritt halten, wenn dem Künſtler die Idee von dem Umfange ſeines Werks nicht ſelbſt während der Arbeit unter den Händen entſchlüpfen ſoll.

Moderner Schmuck antiker Säulen.

Den kirchlichen Zierrath von Decken, womit die Altäre geſchmückt ſind, ſieht man allenthalben verbreitet.

Mit Gold umſäumte Purpurdecken hängen aus den Fenſtern der Privathäuſer herab, und kündigen ein Feſt an, das in irgend einer Straße gefeiert wird.

Dieß giebt der Außenſeite der Gebäude ein buntes komiſches Anſehen; denn es iſt nichts geſchmackloſer, als ein Schmuck von weichem Tuche auf dem harten Steine. Es iſt als ob man eine Bildſäule anziehen wollte —

In der Karnevalszeit ſieht man faſt den ganzen Korſo durch dieſen kindiſchen Schmuck entſtellt, und in den Kirchen ſind die ſchönen antiken Marmor- und porphirnen Säulen an hohen Feſten mit rothen Sammet umwunden, der mit goldnen Treſſen beſetzt iſt, und von dem unbezahlbaren Stoff dieſer koſtbaren Ueberbleibſel des Alterthums ſchimmert keine Spur mehr durch.

Borromino.

Gewiß liegen die Grundſätze des Geſchmacks eben ſowohl im Verſtande als im Gefühl. — Man glaubt zu fühlen, daß etwas ſchön iſt; man fühlt es durch den Gedanken — Darum läßt ſich wohl über den Geſchmack reden —

Die Schweifungen und Krümmungen an einem Gebäude ſind deswegen nicht ſchön, weil ſie mit dem Begriff des Gebäudes nicht übereinſtimmend ſind, wo das auf den Säulen ruhende Gebälk in gerader Richtung liegt.

Es iſt nicht ſowohl das Auge, welches durch die krummen Linien in der Baukunſt beleidigt wird, als vielmehr der Verſtand — Die Wellenlinie iſt nicht an ſich ſchön, ſondern wegen des Begriffs von Bewegung, wo derſelbe damit verknüpft iſt.

Ein Weg, der ſich hinſchlängelt, ein Fluß, der ſich hinſchlängelt, ſind deswegen reizende poetiſche Bilder, weil die Krümmungen mit dem Begriff der Bewegung harmoniſch ſind, der bei Weg und Fluß der herrſchende iſt.

Eben deswegen ſind auch die Wellenlinien bei den thieriſchen Körpern ſchön, weil hier der Begriff der Bewegung der herrſchende iſt. — Bei den Pflanzen würden ſie ſchon nicht ſo ſchön ſeyn, denn da herrſcht der Begriff des Feſtſtehens.

Bei den Gebäuden iſt der Begriff des Feſtſtehens ganz der herrſchende — und die Wellenlinie iſt mit dieſem Begriff ganz disharmoniſch.

Bei dem Schiffe hingegen iſt die krumme Linie ſchön, weil ſie mit dem Begriffe von Bewegung harmonirt, der bei einem Schiffe der Hauptbegriff iſt.

Die widrigſte Geſtalt eines Kahns würde die von einem Troge ſeyn — an welchem der Begriff von Beweglichkeit durch nichts bezeichnet würde.

Bei Stühlen, Tiſchen, wo der Begriff des Feſtſtehens der herrſchende iſt, iſt daher auch die Wellenlinie immer ſchlecht angebracht. — Wo ſie die Alten anbrachten, da verknüpften ſie ſie mit der Thiergeſtalt. — Das Tiſchblatt wurde von einem Greif oder Centaur emporgetragen. — Der Stuhl ſtützte ſich auf Bärenfüße. — — Der verbeſſerte Geſchmack in Mobilien hat ſich auch damit angefangen, daß man die krumme Linie mit der geraden vertauſchte.

Rom, den 9. Januar 1788.

Der Borgheſiſche Fechter.

Er ſteht in ſeinem Vertheidigungsſtande feſt wie ein Fels — feſt wie der Stein, aus dem er gebildet iſt —

Und doch ſpiegelt ſich in jeder Muskel die von der innern wollenden Kraft beſeelte leichte Beweglichkeit des Körpers nach allen Seiten zu.

Jede Muskel in dem linken Schenkel flieht zurück, während daß der ganze Oberleib ſich vorwärts biegt —

Die linke Hälfte entzieht ſich dem feindlichen Angriff in demſelben Augenblick, wo ſie ihm entgegen ſtrebt — es iſt die feſte Richtung in der vorwärts gebogenen ſchrägen Linie, die ſich zu gleicher Zeit vordrängt und zurückzieht —

Gerade ſo weit als der Körper nach oben zu vorwärts ſtreben will, muß er mit dem einen Fuße nach unten zu rückwärts ſtreben, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten —

Entgegengeſetzte Beſtrebungen begegnen ſich hier in einem Punkte —

Der Fuß tritt vor, ſo wie der Arm zurückſtrebt — die Vertheidigung iſt das erſte, der Angriff iſt das zweite — die Vertheidigung deckt den Angriff, der ſich unter ihr hervordrängt. — Es ſind die mannichfaltigen Evolutionen eines Heeres, die hier in dem Muskelſpiel eines einzelnen Körpers ſich zuſammendrängen.

Haus des Nero.

Nicht weit vom Triumphbogen des Titus ſtand der ungeheure Sonnenkoloß, hundert und zwanzig Fuß hoch, an dem Eingange in das Haus des Nero.

Auf dieſer Bildſäule prangte Neros Kopf, den Veſpaſian herunter ſchlagen ließ und das mit Strahlen umgebene Haupt des Sonnengottes an deſſen Stelle ſetzte. — Jede der goldenen Strahlen, welche dieß Haupt umgaben, war drei und zwanzig Fuß lang.

So prahleriſch das Werk war, ſo prahleriſch wurde es auch von dem Dichter jener Zeit geprieſen.

Der Tag beleuchtet nichts prächtigers auf dem ganzen Erdkreis,
Roms ſieben Hügel ſcheinen hier aufgethürmt;
Der Oſſa trug den Pelion nicht ſo hoch empor;

Der Himmel muß dem Pallaſte weichen,
Der Pallaſt aber weicht dem Herrſcher, der ihn bewohnt —

Pallaſt.

Eine der ſonderbarſten Wortwanderungen iſt wohl die Benennung Pallaſt von dem alten Palatinum — wenn man erwägt, wie Palatium von Pallas, dem Großvater des Evander, ſeine Benennung herſchreibt; und wie dieſer Evander, vier hundert Jahre vor Roms Erbauung in dieſe Gegend kam, weil er eines Mordes wegen aus Arkadien flüchtig werden mußte, und das Dorf, welches er auf dem erſten Hügel des nachmaligen Roms erbaute, Palanium nannte, und daß eben dieſer Hügel nachher unter dem Nahmen des Palatium der ſtolze Sitz der Kaiſer Roms wurde, wo das goldne Haus des Nero ſtand; und daß nun ein jedes Prachtgebäude Pallaſt heißt, und dieſer Nahme eigentlich von einem kleinen griechiſchen Koloniſten-Dörfchen ſeinen älteſten Urſprung hat.

Rom, den 10. Januar.

Palatiniſcher Berg.

Eine moderne Mauer, mit welcher der Palatiniſche Berg auf der Seite des Kampo Vaccino eingefaßt iſt, theilt ihn ordentlich ab, und erweckt die Idee von der alten Roma quadrata.

In der Gegend, wo die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, und die Kirche der Maria Liberatrice ſteht, woran dem Fuße des Berges das Luperkal, oder die Grotte, welche Evander vierhundert Jahre vor Roms Erbauung dem Pan weihte, dem zu Ehren hier die Luperkalien, als das älteſte Hirtenfeſt, gefeiert wurden.

Hier war es, wo nach einer alten Sage, die Wölfin den Romulus und Remus ſäugte. Was Wunder, daß dieſer Fleck den Römern heilig war! Denn es kann wohl nicht leicht einen lebhaftern Kontraſt geben, als in der Vorſtellung von einem ſo zarten Keime, woraus ein ſo mächtiger Baum erwächſt.

Ganz gewiß haben dieſe Volksſagen, die von einer Menſchenzeugung zur andern mündlich übertragen, und auf jede Nachkommenſchaft vererbt wurden, mehr Einfluß, als man glaubt, auf den Muth und die Vaterlandsliebe des Volks gehabt, das durch ſo viele merkwürdige Erinnerungen aus der Vorzeit, auf den Fleck, wo es lebte und webte, immer mehr befeſtigt wurde.

Die Geſchichte dieſes Hügels ſtellt ſich einem gleichſam anſchaulich dar, wenn man ihn in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt betrachtet.

Die verwachſenen Gebüſche in dem vernachläßigten Garten der Farneſiſchen Villa, erinnern an die Zeiten, als dieſer Hügel lange vor Roms Erbauung unter dem Evander von Hirten bewohnt wurde.

Die ſtolzen Ruinen von dem Pallaſte der Kaiſer laſſen uns in die Zeit zurückblicken, wo die Pracht und Verſchwendung Roms auf den höchſten Gipfel geſtiegen war; als Nero ſein goldnes Haus vom Palatiniſchen bis zum Eſquiliniſchen Hügel ausdehnte, und einen großen Theil der Stadt mit ſeinem Pallaſte einnahm, der an Uepigkeit, alles in ſich vereinigte, was aus dem Gebiete der Phantaſie nur irgend wirklich gemacht werden kann.

Und richtet man dann wieder einen Blick auf das Kapuzinerkloſter, was neben den Ruinen ſteht, ſo ſtellt ſich einem der ganze Zeitraum dar, wo über den eingeſunkenen Triumphbögen und Ehrendenkmälern der Vorzeit das Kreuz triumphirend aufgepflanzt iſt, und der päbſtliche Stuhl auf den zertrümmerten Säulen der alten Monarchie ſteht.

Auf dem Eſtrich des zertrümmerten Kaiſerpallaſtes verſammlen ſich zum öftern die Mahler, und zeichnen von hier aus die umherliegenden Ruinen. —

Wenn man über den Cirkus Maximus, der jetzt zu lauter kleinen Gartenbeeten umgewandelt iſt, nach dem einſamen Aventin, mit ſeinem Kloſter hinüberſieht, ſo iſt es einem oft, als ob man in die graue Vorzeit blickte, wo dieſe beiden Hügel noch unbebaut waren, und Romulus auf dieſem, und Remus auf jenem ſaß, um den Flug der Vögel zu beobachten, die entſcheiden mußten, auf welchen von dieſen beiden Hügeln die neu zu errichtende Stadt erbaut, und nach weſſen Nahmen ſie benannt werden ſollte.

Gerade ſo öde und einſam, wie dieſe Gegend damals mag geweſen ſeyn, ſieht ſie jetzt beinahe wieder aus, nachdem ſeit jenem Zeitpunkte ein paar Jahrtauſende verfloſſen ſind, und von jenen Begebenheiten nur noch ein Gewebe von Fabeln, wie ein ſchwaches Traumbild in dem Andenken der Menſchen zurück geblieben iſt.

Mögen alle jene Volksſagen in Anſehung ihrer hiſtoriſchen Richtigkeit, noch ſo wenig Glauben verdienen, ſo ſind ſie doch ſelbſt als bloße Volksſagen höchſt merkwürdig, weil ſie ſchon von der früheſten Kindheit an, den Patriotismus nährten, worauf der Römer Muth ſich ſtützte, und ihre immer wachſende Macht ſich gründete.

Die Verehrung für das Alterthum gieng auch bei den alten Römern ſchon ſo weit, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ſich ſelbſt itzt noch ein ſchwacher Schatten davon erhalten hat, und nach ſo viel Jahrhunderten, und einer ſolchen Reihe von Veränderungen, auf dieſem Schauplatze dennoch das Andenken an die allerälteſten Ereigniſſe noch nicht erloſchen iſt; und das in dem chriſtlichen Rom das alte heidniſche ſich noch immer wieder empordrängt.

Es giebt auch gewiß keinen Fleck auf der Welt, wo ſich mehr Ueberreſte aus dem Alterthume zuſammendrängten, als hier, und von dem zugleich noch ſo viel aufgezeichnete Geſchichte vorhanden iſt, wodurch dieſe Ueberreſte ſich erklären.

Volksſpeiſewirthe.

Sie haben ihre Speiſebude und ihre Küche darneben, mitten auf der öffentlichen Straße, wo ſie den Vorübergehenden mit warmen Gerichten aufwarten, welche gewöhnlich aus Makaroni, Wurſt oder Leber, und gebratenen Kaſtanien zum Nachtiſch, beſtehen.

Neben der Bude auf der Straße ſteht ein kleiner Ofen, wo gekocht wird, und der Dampf ſteigt von den Speiſen auf, welches an die Fumantia Tomacla erinnert, welche ſchon bei den alten Römern der heiſre Koch auf den Straßen feil bot.

Die Gäſte ſetzen ſich hier freilich nicht zur Tafel, ſondern verzehren im Stehen ihre Mahlzeit, welche ſo äußerſt wohlfeil iſt, daß einer der hier auf der Straße ſpeiſen wollte, mit einigen Dreiern ſeine Oekonomie den Tag über beſtreiten könnte.

Mittägliche Wanderung in Rom.

Wir gehen über den Tarpejiſchen Felſen aus der alten Porta Karmenta nach dem Theater des Marcellus. — Unten in der Grotte dieſes ungeheuern Gebäudes haben ſich Garköche und Krämer eingeniſtet. —

In einer ſolchen Höhle unter dem Theater des Marcellus aßen wir zu Mittage. — Dann machten wir mit wenigen Schritten eine Wallfahrt nach der Inſel des Aeſkulap — wir ſtiegen an die Tiber zu den Schiffmühlen hinunter, wo durch den Bogen der Brücke die Häuſer am Ufer der Tiber einen mahleriſchen Proſpekt geben.

Nun kehren wir zurück, und kommen vor Pilatus Hauſe, dem Tempel der Fortuna Virilis und dem uralten Tempel der Veſta am Ufer der Tiber vorbei. —

Wir verfolgen zwiſchen den Scheunen den alten palatiniſchen Weg, und kommen durch den Janusbogen, wo die Wechsler ihre Tiſche hatten. —

Von hieraus geht unſer Weg vor dem Tempel des Romulus vorbei, durch das Forum Tranſitorium auf den Korſo oder die alte Via lata. —

Auf dem Arko erholen wir uns von unſrer Wanderung und erfriſchen uns mit Gefrornem; hier finden wir auch einen Libertus, einen Kammerdiener des Kardinal Albani, der unter der jetzigen Regierung in Rom eine wichtige Rolle ſpielt, und immer, wenn er ausgeht, eine Anzahl Klienten um ſich her hat, die ſich um ſeine Gunſt und ſeinen Schutz bewerben. —

Rom, den 20 Januar.

Ein Grabmal am Ufer des Anio.

So oft ich nach Tivoli gereiſt bin, hat mir das Grabmal des Plautius am Ufer des Anio einen reizenden Anblick gewährt.

Es iſt eine ſchöne Idee, am Ufer eines Fluſſes, der ſich ſanft durch die Wieſen hinſchlängelt, und des Lebens ſchnelle Flucht bezeichnet, ſich ein Grabmal zu bauen.

Auch hat die runde Form der alten Gebäude etwas ſehr Feierliches und Ehrwürdiges — man ſieht in dieſer Ründung die letzte einfache Behauſung vor ſich, die alle Wünſche und Hoffnungen der Sterblichen einſchließt.

Die Familie des Plautius hatte hier auch ein Landgut, und eine Inſchrift auf dem Grabmal bezeichnet eine kleine Anzahl Jahre, die Plautius, nachdem er ſich den öffentlichen Geſchäften entzogen hatte, hier verlebte, und die er als die Zahl ſeiner eigentlichen Lebensjahre rechnet.

Die Pinie.

Die Pinie, welche der Göttin Cybele heilig war, hat unter den hieſigen Bäumen, mit ihrem königlichen Wuchs ein vorzüglich majeſtätiſches Anſehen. Eine Art von Dach oder Sonnenſchirm, den ſie an ihrer Krone bildet, iſt ſo ſchön geründet, daß man beim erſten Anblick glauben ſollte, die Kunſt habe ihn beſchnitten, da doch die Natur ſelber ihm dieſe beſtimmte Form gegeben hat.

Dieſe Pinienbäume geben einer Gegend, wo ſie ſtehen, allemal ein romantiſches feierliches Anſehen; es iſt keine ſolche Verwickelung von Aeſten und Zweigen, wie bei den übrigen Bäumen, ſondern der Stamm ſchießt gerade und nackt in die Höhe, und an ſeinem äußerſten Gipfel finden ſich erſt Aeſte und Zweige mit ihren dunkelgrünen Spitzen um ihn her.

Die Pinienfrucht ſelber macht einen ſchönen Anblick, und der Pinienapfel war bei den Alten eine beliebte Verzierung. Auf der Spitze von dem Grabmal des Hadrian ſtand ein ungeheurer Pinienapfel von Bronze, welcher dieſem Gebäude zum Schluß diente, und jetzt in dem Garten des Vatikans aufbewahrt wird.

Martial führt die Pinienäpfel, welche er ſeinem Freunde zum Geſchenk überſendet, redend ein:

Poma ſumus Cybeles, *)
Wir ſind Cybelens Aepfel.

Gelübde der alten und neuen Römer.

Um die wunderthätigen Bilder in den Kirchen ſieht man kleine Silberbleche angeheftet, welche die Geſtalt von Herzen, Armen oder Beinen haben, nachdem man von einer Krankheit, oder an irgend einem Gliede von einem Uebel oder Schmerz, durch die Anrufung der Kraft in dem wunderthätigen Bilde, befreit zu ſeyn glaubt.

Dieſer Gebrauch erinnert an die Gelübde der Alten, welche ſie den Göttern thaten, denen ſie für irgend eine erwieſene Wohlthat Tempel, Altäre und Statüen errichteten, oder öffentliche Spiele ihnen zu Ehren anſtellten.

Die Gelübde wurden auf eine Tafel geſchrieben, und im Tempel aufbewahrt; wenn die Bitte, weswegen man das Gelübde gethan hatte, erfüllt war, ſo hieng man eine andre Tafel auf, welche die

---

*) L. 13. ep. 25.

die Erzählung von der Gewährung der Bitte mit dem gethanen Gelübde zugleich enthielt.

Unter der unzähligen Menge kleiner Altäre, die man aufgegraben hat, findet man die größte Anzahl mit den Worten bezeichnet: ex voto poſuit (zur Bezahlung eines Gelübdes geweiht.)

Die von den Feinden erbeuteten Waffen wurden in den Tempeln der Götter aufgehangen, ſo wie man noch itzt in der Kirche Ara Cöli, da wo der Tempel des Jupiter Feretrius ſtand, die von den Türken erbeuteten Fahnen ſieht.

Unter den religiöſen Gebräuchen der Alten nahmen ſich ihre Gelübde vorzüglich ſchön aus. — Gemeine Soldaten weihten ihren Haus- und Schutzgöttern nach zurückgelegten Dienſtjahren ihre ſiegreichen Waffen. — Die Fechter, wenn ſie vor Alter und Mangel an Kräften ihre Beſchäftigung aufgaben, hingen ihre Waffen in dem Tempel des Herkules auf.

Die Jäger zierten mit ihren Trophäen den Tempel der Diana. — Wenn die Knaben ihre Kinderjahre zurückgelegt hatten, ſo widmeten ſie dem Apollo ihr abgeſchnittenes Haar, das in einer ſilbernen oder goldnen Schachtel, worauf der

Nahme des Jünglings eingegraben war, zum Geſchenk in den Tempel verehrt wurde.

Junge Mädchen widmeten, wenn ſie mannbar geworden waren, ihre Puppen und Spielzeug, und auch den Gürtel von ihrem Buſen, der Venus.

Durch dies alles erhielten die religiöſen Gebräuche ein mannichfaltiges Intereſſe für das wirkliche Leben, in welches ſie allenthalben verflochten und verwebt waren.

Es herrſchte keinesweges Einförmigkeit, ſondern jeder Stand und jedes Alter hatte ſeinen angewieſenen Platz, und die religiöſen Scenen waren eben ſo unterhaltend und abwechſelnd wie die Scenen des Lebens.

Die Bäder des Titus.

Die Ruinen von den Bädern des Titus liegen auf dem Eſquiliniſchen Berge, in einer einſamen Gegend mit Weinbergen umgeben. — Ihr Bau wurde in kurzer Zeit vollendet, weswegen ſie auch Martial velocia munera nennt; und dennoch trotzen ihre Mauern nach anderthalb tauſend Jahren noch der zerſtörenden Zeit.

Den ganzen Eſquiliniſchen Berg nahm das Zubehör von dem Hauſe des Nero ein — Hier ließ er Rom wegbrennen, um einſame Gegenden (ſolitudines) zu haben; und die abgebrannten Römer waren nun genöthigt, von den Hügeln ins Marsfeld hinab zu ziehen, und die Ebne mit Häuſern zu bebauen, die ſonſt nur zu den öffentlichen Verſammlungen und Muſterungen des Volks beſtimmt war.

Der menſchenfreundliche Titus ließ auf dem Eſquiliniſchen Hügel, den Nero verwüſtet hatte, dieſe prächtigen Bäder für das Volk erbauen, in deren unterirrdiſchen Gängen man noch itzt die Schätze alter Kunſt in den erhaltenen Verzierungen aufſucht.

Viele tauſend Hände der Gefangenen, die an dieſem erſtaunlichen Werke beſchäftigt waren, vollendeten es in ſehr kurzer Zeit, worauf der Dichter deutet, wenn er dieſe Bäder velocia munera nennt, in einem ſeiner Sinngedichte, wo er die Tyrannei des Nero anklagt:

„Hier, wo wir jetzt die Bäder des Titus, ein „friſch entſtandenes Werk, bewundern, hier hatte „der ſtolze Kaiſerhof alle Einwohner ihres Ob„dachs beraubt.“

Wenn man auf dieſe Ruinen ſteigt, ſo kann man ganz Rom überſehen, und ſich lebhaft denken, wie Nero auf dieſem Hügel, von ſeiner hohen Warte, die Stadt in Flammen ſahe, und dazu die Zerſtörung von Troja ſang.

Es giebt aber noch itzt ein Schauſpiel in Rom, wodurch jene Idee noch lebhafter erneuert wird.

Man zündet nehmlich am Abend vor dem Oſterfeſte auf den Straßen und Plätzen Roms eine ſolche Menge von Pechtonnen an, daß die ganze Stadt, wie in Rauch und Flammen erſcheint; und wenn man nun von einer Anhöhe hinunter blickt, und ſieht die ſtolzen Palläſte mit Ruinen untermiſcht, die Säulen des Trajan und Antonin, und Kuppeln und Thürme, aus Rauch und Flammen emporragen, ſo macht das einen Eindruck ohne Gleichen. —

Der Frevelſteig.

Hinter dem Friedenstempel iſt ein Aufgang auf den Eſquiliniſchen Berg, in der Gegend, wo die Tochter über den Leichnam ihres ermordeten Vaters hinwegfuhr, und mit ſeinem Blute die Räder ihres Wagens benetzte, weswegen man dieſen Aufgang den Frevelſteig (vicus ſceleratus) nannte.

Bei dieſem Aufgange ſtellt ſich das Koloſſäum in ſeiner ganzen Pracht dar, weil man nehmlich die Seite deſſelben wahrnimmt, die noch nicht zerſtört iſt, und weil ſich von dieſer Anhöhe der ganze Umriß dieſes Gebäudes in dem Auge abbildet.

Hier oben wohnte der jüngere Plinius, an welchen Martial ein Buch ſeiner Epigrammen mit einer artigen Dedication ſchickte, in welcher er ſeinem Buche die Gegend beſchreibt, wo Plinius wohnte, und unter andern auch auf die Ausſicht nach dem Koloſſäum aufmerkſam macht, auf deſſen Gipfel man den Orpheus und die ſtaunenden Thiere abgebildet ſahe, welche auf die Töne ſeiner Lieder horchen; man ſieht alſo hieraus, wie das Koloſſäum ehemals verziert war.

Engländer und Deutſche in Italien.

Von der Pracht und dem Reichthume der Engländer haben die Italiäner einen großen Begriff, welches ſchon der Ausdruck beweiſt, daß man jemanden ſagt, er ſey a Milordo (wie ein Lord) gekleidet, wenn man bezeichnen will, daß er ſehr prächtig gekleidet ſey.

Am meiſten fällt es den Italiänern auf, wenn die verheiratheten Engliſchen Biſchöffe mit ihren Familien hieher kommen. Der Sohn oder die Tochter eines Vescovo ſcheint ihnen ein Widerſpruch zu ſeyn, weil ſo etwas nach römiſchkatholiſchen Religionsbegriffen ganz unerhört iſt.

Nächſt den Engländern ſind unter den Italiänern die Deutſchen noch am beliebteſten, ob ſich gleich der gemeine Italiäner viel klüger dünkt wie irgend einer von dieſer Nation, die in dem vorzüglichen Ruf der Ehrlichkeit, nicht aber der Klugheit und Feinheit, ſteht.

Dieſe lezte Eigenſchaft aber iſt einmal der gröſte Stolz des Italiäners, der lieber auf die gute Meinung von ſeinem Herzen, als auf die von ſeinem Kopfe Verzicht thut, und es für ſein ſchändlichſtes Vergehen hält, ſich dupiren oder minchioniren zu laſſen; weswegen denn auch ein Minchione, oder Einfaltspinſel, der ſich übertölpeln und überliſten läßt, bei dieſer Nation der haſſenswürdigſte Schimpfname iſt, vor dem ein jeder ſich zu hüten ſucht.

Rom, den 9. Januar 1788.

Raphael.

Parnaß.

Daß der Mahler die Dichter kannte, ſieht man aus ihrer ſchönen Zuſammenfügung in dieſem Gemählde.

Homer, Virgil und Dante mit der Sappho, auf der einen, Horaz und Pindar auf der andern Seite.

Dante, der ſich dankbar an ſeinen Virgil anſchließt, deſſen Genius den ſeinigen erwärmte und beflügelte.

Horaz, der mit Bewunderung auf ſeines Pindars Töne horcht, die er zuerſt in die Sprache Roms nachahmend übertrug —

In der Mitte Gott Apollo von den Muſen umgeben.

Auch hat der Mahler ſeinen Werth empfunden; er hat ſich ſelber im Bilde dargeſtellt, und tritt mit ſeiner ſanften Miene und ſtillem beſcheidnen Blick den erſten Dichtern an die Seite.

Die Schule von Athen.

In der Mitte auf erhabenen Stufen ſtehen Ariſtoteles und Plato, und unterreden ſich mit ihren Schülern.

Auf der einen Seite iſt Sokrates mit dem jüngern Alcibiades im Geſpräch begriffen, und es iſt ein ſchöner Gedanke des Mahlers, wie er ſich den herablaſſenden Philoſophen darſtellt, indem er, an den Fingern zählend, die Wahrheiten, die er vorträgt, ſeinen Zuhörern anſchaulich macht.

Pythagoras ſchreibt auf eine Tafel — Diogenes liegt in nachläſſiger Stellung ſorgenlos auf den Stufen des Gebäudes hingeſtreckt.

Unter dem Archimedes, welcher gebückt ein Sechseck beſchreibt, hat Raphael den berühmten Baumeiſter Bramante abgebildet, und auf dieſe Weiſe ſeinem Freunde ein bleibendes Denkmal geſtiftet.

Der knieende Jüngling, welcher die Figur ſeinem Freunde zeigt, und in deſſen Blicke ſich die innere Aufmerkſamkeit der Seele, und das aufgehende Licht der Gedanken mit dem lebhafteſten Ausdrucke ſpiegelt, iſt vorzüglich ſchön; in den übrigen jugendlichen Köpfen ſind die Abſtufungen der

Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens bewundernswürdig dargeſtellt.

Die Feuersbrunſt.

Der Pabſt auf dem Balkon, von welchem er dem Volke den Segen ertheilet, hemmt mit ſeinem Segenſpruch die Flammen — Das Wunder aber ereignet ſich im Hintergrunde — vorn herrſcht noch das Gewühl und die Angſt, welche der Kunſt einen reichen Stoff giebt.

Weiber mit Gefäßen zum Löſchen, deren Gewand im Sturmwinde flattert; Mütter mit ihren Kindern, die mit ausgebreiteten Armen um Hülfe und Rettung flehen; ein nackender Mann, der ſich mit den Händen an die Mauer klammert, woran er ſich herunter läßt, um der drohenden Gefahr zu entgehen; ein Sohn, der ſeinen Vater, wie Aeneas den Anchiſes, auf ſeinem Rücken durch die Flammen trägt. —

Die Holländiſche Schule.

Die Holländiſche Schule hat geſucht, die gemeine Natur ſo vollkommen als möglich durch Zeich tung und Farbe zu erreichen. Ihre Kompoſitionen aber ſind eigentlich nie ein Ganzes, ſo daß man oft mehrere ihrer Gemählde, unbeſchadet des Eindrucks, in einen Rahmen zuſammenfaſſen könnte.

Sie ſtellen das Leben dar, wie es iſt, in ſeinen frohen Aeußerungen, hüpfenden Bewegungen, und gröbern ſinnlichen Genuß. — Den gewöhnliche Kreislauf des Menſchenlebens, aber nichts, wodurch die Menſchheit ſich erhebt.

Kraft des Gemåhldes.

Dem fliehenden Momente Dauer zu geben, und das zum Eigenthume der Menſchheit zu machen, was ſonſt mit dem ſchwindenden Zeitalter auf ewig entflieht, dieſer Zweck wird freilich ſchon durch die Schauſpielkunſt erreicht. —

Allein die Mahlerei hat das Eigenthümliche, daß ſie die bloße Sichtbarkeit der Dinge von ihrer Körperlichkeit abſondert, und aus dieſer abgelöſten Sichtbarkeit ein zartes Gewebe bildet, das ſich am meiſten dem Gewebe der Ideen nähert, welches in der Seele ſchlummert.

Sie hat einen Zauberkreis um ſich her gezogen, wodurch ſie ſich auf das Gebiet eines einzigen Sinnes beſchränkt, durch den ſie mit Macht in die Seele dringt. — —

Das Auge vernimmt gleichſam die Töne, die ſonſt das Ohr erſchüttern, und gleitet fühlend auf der ſchönen Oberfläche hin, die ſonſt durch Berührung merkbar wird.

Auf den Sinn des Gefühls arbeitet doch alles hin, und dieſer Sinn erhält durch das Gemählde eine Befriedigung, die durch nichts geſtört wird, und in ihrer Art ganz und vollendet iſt. —

Porta del Popolo.

Martial beſang dieſes Thor, als einſt dem Domitian hier ein Triumphbogen errichtet war:

Dieſes Thor iſt deiner Triumphe würdig;
Dieſer Eingang ziemt einer Friedensſtadt. *)

Dies lezte paßt alſo jezt recht eigentlich auf Rom. Hier, wo ſo oft kriegeriſche Legionen ihren Einzug hielten, wird nun mit der Einführung der Geſandten ein prunkvolles Poſſenſpiel getrieben.

---

*) Martial L. 8. Ep. 42.

Alljährlich zieht nehmlich der venetianiſche Geſandte mit großer Pracht, und in Begleitung einer Menge von Equipagen in dieſes Thor hinein; aus welchem er nur auf einige Stunden hinausfährt, um dieſen feierlichen Einzug zu halten.

Deswegen pflegt auch das Volk auf den Straßen den Leuten des Geſandten lachend zuzurufen: ben tornato! welches ſo viel ſagen will, als: Glück zur Wiederkunft! oder: willkommen von der Reiſe!

Rom, den 12. Januar.

Signatur des Schönen.

(bei der Betrachtung des Apollo von Belvedere.)

Iſt nicht alles in der Natur voller Bedeutung, und iſt nicht alles Zeichen von etwas Größern, das in ihm ſich offenbaret?

Iſt nicht die Frucht, noch auſſerdem, daß ſie für ſich ſelbſt beſteht, zugleich für den nachdenkenden und forſchenden Verſtand, ein Zeichen von dem ganzen innern Wuchs des Baumes, an dem ſie reift, und von der geheimen Verwandſchaft der Pflanze, mit der verſchiedenſten Bildung der umgebenden Welt?

Iſt nicht der zarte Finger, noch außer ſeiner beſondern Beſtimmung, ein Zeichen von der Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit des ganzen Körpers, an dem er befindlich iſt? Die Hand ein Zeichen von der alles ergreifenden und in ſich faſſenden Kraft der menſchlichen Organiſation? Der Arm ein Zeichen von der Stämmung bei der Biegſamkeit, wodurch der ganze Körper nach Gefallen ſich bückt und aufrecht erhält?

Leſen wir nicht in jedem kleinen Theile des Gebildeten die Spuren des Größern, das ſich darin abdrückt? — Auf die Weiſe wird alles, was uns umgiebt, zum Zeichen; es wird bedeutend, es wird zur Sprache. —

Da wir ſelbſt nichts höheres, als die Sprache, beſitzen, wodurch ſich unſre denkende Kraft, als der edelſte Theil unſers Weſens, offenbart, ſo ſtellen wir das Schöne am höchſten hinauf, wenn wir ſagen, daß es gleichſam durch eine höhere Sprache zu uns redet.

Rang des Schönen.

Nichts Reelles, wodurch irgend eine menſchliche Kraft entwickelt wird, und zu einem höhern Grade von Vollkommenheit aufwärts ſtrebt, iſt doch eigentlich entbehrlich oder überflüſſig — und man gewinnt ſicher dabei, wenn man dem Schönen immer den Vorrang läßt. — Denn eben ſo gut, wie man ſagen kann, die ſchönen Künſte ſind dazu, um edle Thaten zu verewigen; eben ſo kann man auch ſagen: edle Thaten der Menſchen ſind dazu, um durch die ſchönen Künſte gleichſam ihre höchſte Vollendung zu erhalten, indem ſie eben dadurch erſt ein Eigenthum der Menſchheit auf kommende Geſchlechter werden!

Denn eins iſt doch immer um des andern willen, und nichts iſt eigentlich ganz und unbedingt untergeordnet — dasjenige aber, wodurch in den menſchlichen Dingen das Fliehende bleibend gemacht wird, hat immer einen vorzüglichen Werth, um den Geiſt hinaufzuſtimmen, oder ihm das Hinaufſtreben immer angelegentlicher zu machen. —

Die Schlange nagt an ihrem Schweife.

Aus der Miſchung von Licht und Schatten entſteht der ſchönſte Reiz der Farben. —

Da wo die Liebe den Haß aufnimmt, entſtehen die ſanfteſten Gefühle der Großmuth des Verzeihens, die ohne dieſen Kreislauf nicht entſtanden wären. —

Das Helldunkel der Abendröthe iſt ſchöner als der Glanz des Tages. —

Die Freude ſelbſt bricht nicht eher in wonnevolle Thränen aus, als auf dem Punkte, wo ſie mit der Traurigkeit ſich vermählt, und die Erinnerung an vergangene Leiden in ihren Schooß aufnimmt.

So bilden Wärme und Kälte durch ihr geheimnißvolles Band das Leben. —

Wenn Virginius ſeine Tochter ermordet, um ſie der Schande zu entziehen, ſo treffen Grauſamkeit und Mitleid in einem Punkte zuſammen, und bilden eben durch dies Aneinandergrenzen des Entgegengeſetzten das höchſte tragiſche Schöne.

Das Mitleid hebt nicht die Grauſamkeit, und dieſe hebt nicht jenes auf, ſondern beide finden in einem und demſelben empfindenden Weſen neben einander Platz, und wir ſtehen mit erſtaunter Seele vor der furchtbaren Erſcheinung da. —

Kapitolium.

Hier war es, wo nach des Dichters Schilderung *) Evander den Aeneas zu der Tarpejiſchen Burg führte, die damals nicht von Golde glänzend, noch ein dichter Wald war, zu welchem der furchtſame Landmann von unten mit einem geheimen Schauer hinaufblickte. —

---

*) Virgil. l. 8. c. 3. 46 ſq.

Er glaubte hier in der trüben, wolkichten Luft den Jupiter zu ſehen, wie er ſeine Aegide ſchwenkte, und die Stürme herbeirief.

Hier zeigte Evander dem Aeneas jenſeit der Tiber die beiden uralten Städte Janikulum und Saturnia, wovon die eine den Zevs, die andere den Saturnus zum Erbauer hatte.

Dann gingen ſie in das Haus des Evanders, und ſahen die Heerden auf dem nachmaligen römiſchen Forum weiden, das nun wieder zum campo vaccino geworden iſt, von welchem, da ich hier eben dieſe Stelle aus dem Virgil leſe, das Blöken der Rinder mir entgegen tönt.

Röm, den 10. Februar.

Abwechſelung und Einheit in der Landſchaft.

(Bei einem Spaziergange in der Villa Borgheſe.)

Nichts iſt langweiliger und ermüdender, als eine gerade Heerſtraße, wo man das Ziel, das man erreichen will, immer in einerlei Richtung vor ſich ſiehet —

Ein Pfad, der ſich ſchlängelt, iſt angenehmer, als ein gerader Weg, da hingegen eine ſchnurgrade Straße in einer Stadt einen ſchönern Anblick gewährt, als eine krumme Straße, weil ein beträchtlicher Theil einer Stadt, der ſich auf einmal dem Auge darſtellt, an ſich, ſchon wegen der Größe des Gegenſtandes, einen angenehmen Eindruck macht.

Ein Garten, der aus lauter krummen labyrinthiſchen Gängen, und einer, der aus lauter geraden Alleen beſtände, würden in ihrer Anlage gleich tadelnswerth ſeyn! —

Denn die Seele, wenn ſie durch die umgebenden Gegenſtände angezogen werden ſoll, wünſcht bald ein Ganzes auf einmal zu überſehen, und bald ſich wieder in ſanften Krümmungen zu verlieren, wo das, was kommen ſoll, nur zuweilen wie verſtohlen dem Blicke ſich zeigt, und ſich nicht eher in ſeinem Umfange darſtellt, bis man es ganz erreicht hat.

So wie die aufeinanderfolgenden Töne der Muſik erſt allmälig ein Ganzes bilden, das mehr in der Erinnerung als in der Würklichkeit ſich in der Seele darſtellt, ſo iſt eine Gegend, welche nicht auf einmal, ſondern allmälig, ſo wie man ſie durchwandelt, ihr Bild in der Seele abzeichnet.

Das Tiburtiniſche Thor.

Der ältere Theil des Tiburtiniſchen Thores iſt unterm Auguſt erbaut, und man ſieht noch jezt die ungeheuren Quaderſtücke. — Aus eben dieſem Thore ging oder fuhr alſo Horaz nach ſeinem Tibur; jezt heißt es die Porta St. Lorenzo, weil vor dem Thore eine Kirche des heiligen Laurentius liegt, auf demſelben Fleck, wo ehemals dem Neptun ein Tempel geweiht war; die Verzierungen aus dieſen Tempel, welche auf ſeine Beſtimmung Bezug haben, ſind jezt in einem Zimmer des Kapitoliums aufbewahrt.

Der Weg nach Tivoli iſt nicht mehr ſo angenehm, wie er wahrſcheinlich zu Horazens Zeiten war; dicht vor Rom geht man in einer Vertiefung zwiſchen Weingärten; dann kommt man in die öde Campagna, wo das ſchönſte Land unbebaut liegt, und nicht einmal zur Weide genuzt wird.

So unangenehm aber der Weg ſelber iſt, den man betritt, ſo ſchön iſt doch die Ausſicht nach den ſabiniſchen Bergen, und den tuskulaniſchen Hügeln zu, welche man immer vor ſich ſiehet.

Die Konſuln des neuern Roms.

An der Kirche St. Angelo in Peſcharia (auf dem Fiſchmarkte) lieſet man folgende Inſchrift:

„Um Geſänge zum Lobe Gottes anzuſtim„men, hat die Zunft der Fiſchhändler dieſer „Stadt den Chor dieſer Kirche erweitern laſſen. „Das iſt geſchehen im Jahr 1700, unter dem „Konſulat des Marko Schocchi und Nikolai „Altiſſimo.“ —

Die Namen der neuen römiſchen Bürgermeiſter werden alſo doch auch noch durch Inſchriften verewigt; und die Bürgerſchaft, welche dieſen Chor auf ihre Koſten hat erbauen laſſen, ſtellt auch die Namen jener modernen Konſuln, als ihrer ſelbſtgewählten Oberhäupter, an ihre Spitze.

Rom, den 12. Februar.

Der Flaminiſche Weg.

„Wann wird der Tag erſcheinen, wo ganz Rom „auf dem Flaminiſchen Wege ſteht?“ *)

Dies bezieht ſich nehmlich auf die Ankunft des Trajan, der auf dem Flaminiſchen Wege nach Rom zurückkehrte —

Nun iſt der Korſo und die Straße nach Ponte molle eigentlich der alte Flaminiſche Weg; und durch Zufall iſt dies der gewöhnliche Spaziergang für die Römer geworden, ſo daß es ſich jezt ſehr oft fügt, daß ganz Rom auf dem Flaminiſchen Wege ſteht — freilich ohne der Ankunft eines Trajan entgegen zu ſehen —

Es wandert hinaus, um einen Augenblick Luft zu ſchöpfen, und kehrt dann ungetröſtet in ſeine dumpfen Kloſtermauern wieder zurück. —

Das Franziskanerkloſter auf dem Palatiniſchen Berge.

Hier war es, wo einſt der Tempel des Apollo ſtand — vor dem Kloſter ſieht man die ſogenann-

---

*) Martial l. 5. ep. 8.

ten Stationen des Leidens Chriſti, in erbärmlicher Mahlerei —

Wir gingen durch den Garten; da ſaßen in dumpfer hinbrütender Trägheit einige Mönche mit ihren kahlen Köpfen auf Steinen in der brennenden Sonnenhitze. —

Ein dicker friedlicher Mönch empfing uns, und führte uns in dem Kloſter umher. — Man ſieht von dieſem Kloſter gerade in das Koloſſäum, auf den Cöliſchen Berg, und den Triumphbogen des Konſtantin, in das eigentliche alte Rom, und die ehemalige Suburra, zwiſchen dem Cöliſchen und Eſquiliniſchen Hügel, in der Ferne die Berge von Tivoli und Fraskati.

Einen üblen Proſpekt bei der alten Pracht von Rom, machen die häßlichen Kutten der Mönche, welche ſie ſich ſelber waſchen, und zum Trocknen aus den Fenſtern ihres Kloſters hängen —

Unſer korpulenter Führer zeigte uns auch die Kloſterbibliothek, worunter ſich von Profanſcribenten nur der einzige Virgil befand, weil dieſer ohne ſein Verſchulden von der frommen Einfalt zum Propheten des Meſſias gemacht worden iſt.

Unſer Führer verſicherte uns auch, daß unter dem Kloſter noch viele Schätze verborgen wären, weil hier der Pallaſt des Nero geſtanden habe.

Mahleriſche Ruinen.

„Den Marmor des Meſſala ſpaltet der wilde „Feigenbaum.“ *) —

Mit dieſen Worten prophezeiht der Dichter den dauerhafteſten Monumenten ihren Untergang — und jezt ſieht man, wie natürlich, dieſe Weiſſagung erfüllt. Aus den Ruinen drängt ſich der wilde Feigenbaum hervor, und trennt durch ſeinen unaufhaltſamen Wachsthum die feſteſten Fugen auseinander.

Aber der Anblick der Ruinen ſelbſt mit dieſem Auswuchs iſt mahleriſch und ſchön — und es macht den reizendſten Kontraſt, aus dem modernden Geſteine, und aus den Rizzen des verfallenen Gemäuers, das junge Grün hervorſproſſen zu ſehen, welches dieſe ehrwürdigen Reſte des Alterthums überſchattet; und der Landſchaftsmahler findet hier immer eine reiche Erndte, denn er ſieht das in der Natur vereint, was die lebhafteſte Einbildungskraft nicht ſo romantiſch zuſammenfügen würde.

---

*) Martial l. 10. ep. 2.

Rom, den 16. Febr.

Geräuſch und Lerm in dem alten und neuern Rom.

Die römiſchen Dichter beklagen ſich häufig über den unausſtehlichen Lerm in Rom, zu den Zeiten, wo unter den Kaiſern die größte Ueppigkeit in allen Stücken, und ungemeſſene Pracht und Verſchwendung herrſchte.

Martial beneidet ſeinen Freund, der auf dem Janikulus ruhig und einſam wohnte, und die ſieben Hügel des geräuſchvollen Roms überſehen konnte, ohne von dem Lerm und Gewühl geſtört zu werden, das in den volkreichen Straßen herrſcht. —

„Rom liegt dicht an meinem Schlafzimmer!“

klagt der Epigrammatiſt, und das Geräuſch der Kupferſchmiede gellte ihm den ganzen Tag über in den Ohren!

So ſeufzte ich oft mit dem Dichter, als ich in der Strada del Babuino krank lag; wo dicht neben mir das Opernthеater Aliberti um Mitternacht ſelne Schaaren ausließ, und das Kutſchengeraſſel bis gegen zwei Uhr kein Ende nahm.

„Nobis ad cubile eſt Roma!“

Gegenüber wohnte ein Kupferſchmidt, der mich auch in die zweite Klage des Dichters mit einſtimmen ließ.

Dieß iſt aber freilich nur zufällig; denn ſonſt iſt wohl der Lerm in dem neuen Rom, mit den in dem alten bei weitem nicht zu vergleichen. Schon gegen Neapel gerechnet, herrſcht in Rom eine Todtenſtille, die nur durch das Geſchrei der Bettler und Ausrufer unterbrochen wird: dieſe betreiben denn aber freilich auch ein ſo ungeheures Geſchrei, wovon einem oft die Ohren gellen; wozu man auch noch vorzüglich diejenigen mit rechnen muß, die für die Seelen der Todten im Fegefeuer Kollekten ſammlen, und fürchterliche Lieder ſingen, wodurch ſie das Mitleid der Lebenden rege zu machen ſuchen.

Man kann ſonſt auf den Straßen in Rom ziemlich ruhig wandeln; nirgends herrſcht ein ſolches Gedränge wie z. B. auf der Straße Toledo in Neapel oder auf dem Strand in London.

Der Korſo iſt immer noch am lebhafteſten, außer der Karnevalszeit aber kann man auch hier ſehr unbeläſtigt gehen; und in den abgelegenen Straßen Roms wandert man oft ganze Stunden zwiſchen Mauern und Klöſtern, wo einem ſelten jemand begegnet, und alles ein ſehr einſames Anſehen hat.

Apollo in Belvedere.

Es iſt hier allezeit ein Feſt für uns, wenn eine Geſellſchaft ſich vereinigt, um die Statüen in Belvedere des Abends bei Fackelſchein zu betrachten. — Man verſäumt dieſe Gelegenheit nie, weil einem jede dieſer Betrachtungen ein ſichrer Gewinn und Erwerb für den Geiſt iſt, der einem nachher durch nichts geraubt werden kann.

Und der Unterſchied iſt ſo auffallend, daß man faſt nicht ſagen kann, man habe dieſe höchſten Werke der Kunſt geſehen, wenn man ſie nicht auch zum öftern in dieſer Art von Beleuchtung ſähe. — Die allerfeinſten Erhöhungen werden dem Auge ſichtbar, und in dem was ſonſt noch einförmig ſchien, zeigt ſich wiederum eine unendliche Mannichfaltigkeit.

Weil nun alle dieß Mannichfaltige doch nur ein einziges vollkommenes Ganze ausmacht, ſo ſieht man hier alles Schöne, was man ſehen kann.

auf einmal, der Begriff von Zeit verſchwindet, und alles drängt ſich in einen Moment zuſammen, der immer dauern könnte, wenn wir bloß betrachtende Weſen wären.

Wer nun aber mit dem Winkelmann in der Hand den Apollo betrachtet, und lieſet:

„Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göt„tin der Weisheit ſchwanger iſt. — Augen der „Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt— „ſein Haar ſcheint geſalbt mit dem Oele der Göt„ter, und von den Grazien mit holder Pracht „auf ſeine Scheitel gebunden.“

Wer dieſe Worte lieſet indem er den Apollo betrachtet, der wird viel zu ſehr dadurch geſtört, und auf Nebendinge geführt, als daß die reine Schönheit des Ganzen ihn noch rühren könnte. — Er muß nach dieſer Beſchreibung ſich die Schönheiten des hohen und einfachen Kunſtwerks, eine nach der andern gleichſam aufzählen, welches eine Beleidigung des Kunſtwerks iſt, deſſen ganze Hoheit in ſeiner Einfachheit beſteht.

Wem daran liegt, dem Schönen zu huldigen, wird ſeine Rede dem Kunſtwerke, das er beſchreiben will, unterordnen, und mehr durch halbe Winke andeuten, als vollſtändig zu beſchreiben ſuchen: denn nicht ſeine Beſchreibung ſondern der Gegenſtand derſelben ſoll bewundert, und über den Anblick des Kunſtwerks ſelbſt ſoll jede Beſchreibung vergeſſen werden.

Winkelmanns Beſchreibung des Apollo in Belvedere ſcheint mir für ihren Gegenſtand viel zu zuſammengeſetzt und gekünſtelt. —

Der Genius der Kunſt war neben ihm eingeſchlummert, da er ſie niederſchrieb; und er dachte gewiß mehr an die Schönheit ſeiner Worte, als an die wirkliche Schönheit des hohen Götterideals, das er beſchrieb.

Aus dieſer Verſtimmung kömmt der falſche Rath: „Gehe mit deinem Geiſte in das Reich un„körperlicher Schönheit, und verſuche ein Schö„pfer einer himmliſchen Natur zu werden, um „den Geiſt mit Schönheiten, die ſich über die „Natur erheben, zu erfüllen!“

Wer dieſem Rathe folgt, wird ganz des Ziels verfehlen — Die Kunſt mit ihrem Geiſte ſoll in das Reich der körperlichen Schönheiten immer tiefer dringen, und alles Geiſtige bis zum Ausdruck durch den Körper führen; ſie ſoll den Geiſt mit Schönheiten, die in der Natur würklich ſind, erfüllen, um ſich bis zum Ideal der höchſten Körperſchönheit zu erheben.

Die Betrachtung ſchöner Kunſtwerke erhebt den Geiſt und veredelt das Gefühl.

Es ſtellt gewiß die ſchönen Künſte in einem erhabnen Lichte dar, daß ſie bei ihrem reinſten Genuß eine völlige Uneigennützigkeit des Gemüths vorausſetzen. — Daß derjenige, welcher ein Ergötzen an ihnen finden will, gar keine Rückſicht auf ſich ſelber nehmen, ſondern ſich ſelbſt in der Betrachtung des Schönen vergeſſen und verlieren muß; daß wechſelsweiſe der Genuß des Schönen durch edle Geſinnungen, und edle Geſinnungen durch den Genuß des Schönen erhöht und verfeinert werden.

Ein junger Künſtler in Rom, der bei den vortreflichſten Talenten, wegen ſeiner Ausſicht in die Zukunft oft mißmüthig zu ſeyn Urſach hatte, verſicherte mir, daß ein Spaziergang auf Monte Kavallo ihn jedesmal von ſeinem Mißmuth heile; daß er bei dem Anblick der beiden Meiſterwerke der Griechiſchen Kunſt, ſich ſelber und ſeine Sorgen vergeſſe, und ſich freue, daß bei aller Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge, doch ſo etwas Vollkommnes da ſey.

Und gewiß iſt es: Vollkommenheit, wo wir ſie auch entdecken, befriedigt unſre Wünſche, vollendet unſer Weſen, und zieht uns allmälig in ſich hinüber, ſo daß das Dunkle und Verworrene nach und nach ſich auflößt, und es immer heller vor unſern Augen wird.

Aventin.

Unter den Hügeln Roms ſtößt der Aventiniſche am nächſten an die Tiber, ſo daß zuletzt zwiſchen dem Strom und dem Fuß des Hügels nur ein ſchmales Ufer bleibt.

Auch macht der alte Aventin hier einen ehrwürdigen Anblick, wenn man die mit dichtem Geſträuch bewachſene jähe Felſenwand, zwiſchen altem Gemäuer und Ruinen hinaufſieht. —

In den Vertiefungen dieſer Felſenmaſſe denkt man ſich die furchtbare Höhle des feuerſpeienden Kakus. — Die dichteriſchen Bilder werden einem hier lebhaft; wie Herkules dreimal den ganzen Aventin umgeht; wie er dreimal den Eingang zu der Felſenhöhle vergeblich ſucht, bis endlich das Gebrüll der Ochſen den Räuber ihm verräth.*) — Hier, wo der Berg dicht an den Fluß grenzt, lag der ungeheure Fels, den Herkules von der Höhle wegwälzte. —

---

*) Virgil. l. 8. v. 230.

Der Aventin war auch ſchon in dem alten Rom eine der abgelegenen Gegenden. — Martial beklagt ſich daher auch über die entfernte Wohnung ſeines Gönners, dem er oft ſeine Aufwartung machen mußte:

> Täglich ſoll, Gallus, ein Beſuch dir fröhnen!
> Und ich ſoll drei, viermal des Tages den Aventin beſteigen! *)

Abendausſicht vom Palatiniſchen Berge.

Hier ſtehen wir auf dem Gipfel des zerſtörten Palatiums — wir lehnen uns über ein ſteinern Geländer, und ſehen dicht vor uns die Terraſſen, ein Krautfeld, und junge Bäume —

Zur Rechten die tuskulaniſchen Hügel, in wunderbarem röthlichen Wiederſchein, im Glanz der untergehenden Sonne, bis dahin, wo das majeſtätiſche Lateran die Ausſicht hemmt, und die fernen Hügel deckt —

Weiter hin in ähnlicher Farbenmiſchung die Berge von Tivoli, bis dahin, wo das Koloſſäum, in

---

*) Martial. l 50. ep. 50.

in welches wir hier ganz nahe, wie von oben, hineinblicken, über dem röthlichen Schimmer der Berge emporragt —

Dicht neben dem Koloſſäum erhebt ſich der Eſquiliniſche Berg, mit Weingärten bepflanzt — Die ſtolzen Ruinen von den Bädern des Titus ragen einſam auf ihm hervor, und der hohe Eichenwald in den Gärten des Kloſters St. Paoli in vincoli.

Dicht vor uns blicken wir auf den zerſtörten Friedenstempel und auf ſein grünbewachſenes Dach hernieder, das jezt die Abendſonne beſcheint — über dem Friedenstempel blicken die Bäder des Diokletian hervor, mit ihren ungleichen Dächern. —

Da wir auf der andern Seite hinunterſteigen, begegnen wir ein paar Kapuzinermönchen, welche wieder hinauf in ihr Kloſter gehen; das ſind alſo ein paar von den jezigen Bewohnern des uralten Roms, deſſen erſter Grundſtein auf dieſem Fleck gelegt wurde —

Am Abhange des Berges, in Geſträuchen, weiden Ziegen, wie zu des Evanders Zeiten, und ländliche Hirtenwohnungen, welche damals den Hügel deckten, ſteigen nun nach dreitauſend Jahren aus den Ruinen der Palläſte wieder empor. —

Der Preiß einer Mahlzeit im alten und neuen Rom.

Für zwei Paul kann man jezt ſchon eine gute Mahlzeit halten — Martial beklagt ſich, daß zu ſeiner Zeit hundert Quadranten, alſo ohngefähr zwanzig Bajock, oder zwei Paul, nicht zureichten, um ſich ſatt zu eſſen.

Quid facit iſta fames?

drückt er ſich aus, indem er über die Summe von hundert Quadranten, welche die Klienten von ihren Patronen zu einer Mahlzeit erhielten, ſeinen Unwillen und ſeine Unzufriedenheit äußert.

Rom, den 12. März.

Reiſe nach Cora.

Ich bin Ihnen noch die Beſchreibung meiner Reiſe nach Cora ſchuldig, die ich in Geſellſchaft des Architekten Herrn Arends, zu Ende des Oktobers im vorigen Herbſt, zu Fuß anſtellte, und die mir, ohngeachtet der Beſchwerlichkeiten, die, mit dieſer Art zu reiſen, auch hier verknüpft ſind, dennoch in der Erinnerung immer noch das größte Vergnügen gewährt.

Ich, mit einem Stabe in der Hand, und mein Gefährte mit einem zuſammengerollten Zeichenſtuhle unterm Arm, machten uns auf den Weg, und hatten uns ſo wenig mit überflüſſigem Gepäcke beladen, daß man das

vacuus cantat coram latrone viator

mit ziemlicher Zuverſicht auf uns anwenden konnte.

So wanderten wir an einem heitern Morgen aus der Porta St. Sebaſtiano die Straße nach Albano zu. — Zwiſchen den Weinbergen vor der Stadt, wo wir wegen der Mauer an beiden Seiten nicht ausweichen konnten, begegnete uns eine Heerde

Zufall, die wir erſt mit großem Reſpekt vorbeiziehen ließen, ehe wir weiter gingen. Denn wenn eins dieſer fürchterlichen Weſen auf irgend einen Wanderer ſein Augenmerk richtet, ſo drückt es ihn im eigentlichen Sinn mit ſeinen Liebkoſungen zu Tode, indem es ihm ſo lange auf die Bruſt kniet, bis Athem und Leben entwichen iſt.

Als wir drei deutſche Meilen durch die Ebene von Rom gewandert waren, ſtiegen wir den albaniſchen Hügel hinauf, und ließen zur Linken Caſtel Gandolfo liegen, welches ohngefähr den Fleck bezeichnet, wo die Stadt Albalonga in uralten Zeiten auf dem ſchmalen Rücken des Berges lag.

Wir blickten nun zurück, und ſahen deutlich die alte Heerſtraße von Rom an beiden Seiten mit Grabmälern bezeichnet, wovon hier noch die meiſten Ruinen ſtehen. Paſſender, als auf unſern Kirchhöfen, war alſo hier die Inſchrift:

Sta Viator!

Wie wir von dieſen Anhöhen auf die Stadt Rom hinunterblickten, erinnerten wir uns an jene Zeiten, wo Rom und Alba noch um die Oberherrſchaft ſtritten.

Denn in dieſer Ebene, die wir hier vor uns ſahen, war es, wo die Horazier und Curiazier gegen einander auszogen, um das Schickſal der beiden wetteifernden Städte, die ſie im Geſicht hatten, durch einen Zweikampf zu entſcheiden.

Wir überſahen auch die Gegend, wo nachher unter dem Tullus Hoſtilius, in dem Gefechte gegen die Fidenater und Vejentiner der verrätheriſche Metius mit ſeinen Albanern ſich von dem römiſchen Heere zurückzog, und nun zur Rache die Stadt Alba bis auf den Grund zerſtörte, und, nur mit Verſchonung der Göttertempel, alles übrige dem Boden gleich gemacht und die Einwohner nach Rom geführt wurden, welches durch den Untergang von Alba einen neuen Zuwachs erhielt, und nun zuerſt den Cöliſchen Hügel mit in ſeinen Umfang ſchloß.

Albano oder das neue Alba liegt in einiger Vertiefung. Wir ſtiegen hinunter und kehrten bei den drei Schweſtern ein, wo die Fremden herbergen. Dann beſahen wir noch, ehe es Abend wurde, den Albaniſchen See, und beſchloſſen damit unſer Tagewerk.

Am andern Morgen waren wir früh auf, und wanderten bei Tagesanbruch ſchon unter den Ruinen der Villa des Domitian —

Hier war es, wo dem Domitian der groſse Fiſch gebracht wurde, über deſſen Zubereitung der römiſche Senat ſich berathſchlagen mußte, und deshalb hier verſammelt wurde, wie Juvenal mit beiſſender Laune und treffendem Witz erzählt.

Hier wurde, obgleich die Stadt zerſtört war, dennoch das heilige Feuer der ſogenannten kleinen Veſta zu Ehren unterhalten, weil man es nicht wagte, bei Zerſtörung einer Stadt die Tempel der Götter zu verletzen, oder an ihrer Verehrung einen Raub zu begehen.

Aus den ehemaligen Gärten des Domitian hat man eine herrliche Ausſicht auf das Meer und die umliegende Gegend. Er hatte ſich dieſen Landſitz vortreflich ausgewählt; und die Mönche, die jezt hier hauſen, haben ſich den Platz ſehr wohl zu Nutze gemacht; wie dies denn gemeiniglich der Fall iſt, daß die Klöſter immer die angenehmſten Plätze und die reizendſten Ausſichten in dieſem ſchönen Lande ſich zugeeignet haben.

Albano ſelber dient jezt zum ländlichen Aufenthalte für die Römer in der ſchönen Herbſtzeit, dies iſt nehmlich die Villegiatura, wovon ich Ihnen ſchon eine Beſchreibung gemacht habe, und welche während ihrer kurzen Dauer dieſen Ort ſehr lebhaft macht.

Wir ſahen das Amphitheater, welches jezt mit Dornen verwachſen iſt, die nur mit Mühe einen Eingang verſtatten. Hier war der Fleck, deſſen Greuel Juvenal beſingt; wo edle römiſche Jünglinge vormals mit Bären kämpfen mußten, und dadurch der Mordſucht des ungeheuren Despoten, der an dieſem Schauſpiel ſeine Luſt hatte, dennoch nicht entgehen konnten.

Nun ſetzten wir unſre Reiſe über Veletri fort, und wanderten durch die ziemlich öde und unbebaute Gegend nach den Volſciſchen Bergen zu, auf welchen Cora liegt.

Unterweges von Veletri aus kamen wir durch ein Oertchen, welches wahrſcheinlich den Fleck bezeichnet, wo das alte Ulubrä mag gelegen haben, das Horaz als einen Ort bemerkt, wo nur für den Genügſamen Glück und Zufriedenheit wohnte, und wo die Genügſamkeit ſelber auf die Probe geſtellt wurde.

Wir langten kurz nach Mittag in Cora an, und als wir nun den Hügel, worauf es liegt, hinaufſtiegen, und den Gipfel der Stadt erreicht hatten, wurden wir ſehr angenehm durch den Anblick von den Ruinen eines kleinen Tempels überraſcht, wovon noch eine Reihe Säulen mit dem Gebälke erhalten iſt. Dieſe ſchöne Ruine ſteht in dem kleinen Kloſtergarten, und man hat von dieſem Tempel eine weite Ausſicht über die Gegend.

Etwas weiter hinunter ſind in dem Hauſe eines Schmidts ein paar kleine Säulen eingemauert. Mein Gefährte hat dieſe Ruinen gezeichnet, und wird ſeine Zeichnung ſelbſt mit einer ausführlichen Beſchreibung begleiten.

Da es nun, nachdem wir die Ruinen geſehen hatten, noch früh am Tage war, ſo wollten wir uns, ob wir gleich verſprochen hatten, in den Gaſthof zurükzukehren, nicht länger in Cora aufhalten, ſondern nach Veletri zurückgehen, welches wir vor dem Einbruch der Nacht noch zu erreichen hofften. Allein als wir wieder durch unſer Ulubrä kamen, war es ſchon ziemlich dunkel, und da wir kaum noch eine halbe Stunde gegangen waren, konnten wir keinen Weg mehr vor uns ſehen, und waren unentſchloſſen, welche Richtung wir nehmen ſollten.

Als wir ſo eine Weile ſtill ſtanden, hörten wir in der Ferne das dumpfe Gebell von Hunden, welche dem Wanderer in der Nacht in dieſen Gegenden ſehr ſchrecklich ſind, und gegen die wir mit keinen Waffen ausgerüſtet waren.

Wir entſchloſſen uns alſo kurz, umzukehren, damit wir unſer Ulubrà wieder erreichten, und dort wo möglich noch eine Herberge fänden. — Den Rückweg fanden wir mit leichter Mühe wieder; als wir aber in dem Oertchen anlangten, klopften wir vergebens an verſchiedene Thüren; denn alles ſchlief ſchon.

Ein Mann in einem Roquelaure, der uns auf der Straße begegnete, und dem wir unſre Noth vorſtellten, führte uns in den Reitſtall eines Prälaten, der hier reſidirt, weil, wie er ſagte, der Reitknecht noch wach ſey, und uns vielleicht beherbergen würde.

Als uns nun der Mann im Roquelaure hier vorſtellte, ſo meinte er, wir würden wohl im Stalle mit einem Strohlager vorlieb nehmen, weil es uns nur um ein Obdach für die Nacht zu thun wäre.

Der Reitknecht aber verwieß ihm dieſe Rede, weil man uns wohl anſehen könne, daß wir galant huomini wären, für die es ſich nicht ſchicke, in einem Stalle zu übernachten; ſondern er wolle uns ſchon noch in einem benachbarten Hauſe Herberge verſchaffen.

Er führte uns alſo nach dieſem Hauſe hin, wo noch alles wach war; allein wir hörten bald, daß er mit den Leuten zankte, die ihm ſein Geſuch abſchlugen, weil wir ihnen vielleicht verdächtig ſcheinen mochten.

Er kam alſo unwillig wieder zu uns, und befahl, daß wir ihm folgen ſollten, welches wir ohne Bedenken thaten, weil wir ohngeachtet ſeines rauhen Weſens doch eine gewiſſe Biederheit in ſeinem Betragen fanden, die uns Zutrauen einflößte.

Er führte uns nun in ſeine eigne Behauſung, die freilich an Bequemlichkeiten keinen Ueberfluß hatte, wo aber doch ein Heerd war, an dem wir uns bei einem kleinen Feuer wärmten.

Er briet hier einige Kaſtanien, und dieſe waren, nebſt einem Stück Brodt, das einzige, was er uns vorſetzen konnte. Er that dies mit ſehr gutem Humor, indem er bei jeder Kaſtanie, die er uns hinlegte, eins von den Gerichten nannte, die er uns gerne vorſetzen würde, wenn ſie vorhanden wären; ſo ſtellte alſo die eine Kaſtanie das Zugemüſe, die andere den Braten, und die dritte das Deſert vor; auf dieſe Weiſe bewirthete er uns koſtbar genug, und wir mußten ihm von fremden Ländern erzählen.

Dann führte er uns in ſein Schlafzimmer, wo wir ſein Bette mit ihm theilen ſollten, das freilich nicht auf drei Perſonen eingerichtet war, aber durch die Gaſtfreiheit auf dieſe Nacht dazu gewidmet wurde.

Wenn wir unſerm Wirth nicht getrauet hätten, ſo wäre die Nacht wohl kein Schlaf in unſre Augen gekommen, ſo furchtbar war der Anblick des Zimmers, das uns einſchloß; denn alle Wände hingen, wie ein kleines Zeughaus, voller Piſtolen, Flinten und Degen, und wir waren hier allein und in der völligen Gewalt unſers Wirths. Dieſer legte ſich denn in ſein ſchmales Bette mit uns nieder, wo zwar die Unterlage, aber nicht die Decke, für uns drei zureichte.

Unſer Frühſtück am andern Morgen beſtand wieder aus einem Stück Brodt und gebratenen Kaſtanien, wovon wir einige zu unſrer Zehrung unterweges in die Taſche ſteckten.

Wir gingen aber nun nicht auf Veletri zu, ſondern nahmen uns vor, da wir einmal in der Nähe waren, noch die alte Stadt Sermoneta zu beſuchen, wovon uns unſer Wirth verſicherte, daß wir ſie gegen Mittag wohl erreichen könnten. Er begleitete uns ſelber zu Pferde, mit ſeiner Muskete bewaffnet, und brachte uns auf den Weg nach Sermoneta. Einen ſeiner Bekannten, der uns begegnete, ſchalt er, daß er ohne Flinte ausgegangen ſey.

Als wir auf der Heerſtraße in den pomtiniſchen Sümpfen waren, nahm er Abſchied von uns, und nahm mit vieler Dankbarkeit einen Skudo, den wir ihm für ſeine Bewirthung und Begleitung in die Hand drückten.

Auf unſrer Wanderung durch die öden pomtiniſchen Sümpfe kamen uns unſre Kaſtanien ſehr gut zu ſtatten. Wir wandten uns nun links nach dem Berge zu, auf welchem Sermoneta liegt, und kehrten am Fuß des Berges, zwiſchen gothiſchen Ruinen in einer Mühle ein, wo wir einige Erfriſchungen zu finden hofften.

Man wies uns an den Miniſtro, (Verwalter) bei dem wir aber eine kurze abſchlägige Antwort erhielten. Auf vieles Bitten bekamen wir gegen Bezahlung eine Foliette Wein, Brodt aber war auf keine Weiſe für Geld zu haben.

Als wir nun über Hunger klagten, ſo zog ein gutmüthiges Bauerweib, die hinter uns ſtand, ein großes Stück Brodt aus der Taſche, und ſteckte es uns heimlich zu; da wir ihr ein Stück Geld in die

Hand drücken wollten, weigerte ſie ſich mit Unwillen es anzunehmen; eine Uneigennützigkeit, die uns um ſo auffallender war, je ſeltner man ſie hier findet.

Das Geſchenk der Bauerfrau war uns von großem Werth, weil wir nach Sermoneta noch den ſteilen Berg, der vor uns lag, zu erſteigen hatten, und unſer Stück Brodt, in Wein getunkt, uns trefliche Dienſte that, um die erſchöpften Kräfte wieder herzuſtellen.

Ein Bauer mit ſeinem Eſel, der einen Mehlſack trug, diente uns zum Wegweiſer durch die Krümmungen des ſchmalen Pfades, der ſich den ſteilen Felſen hinaufwand, und ſo langten wir kurz nach Mittage auf dem Gipfel des Berges in Sermoneta an, wo wohl Fremde eine ſeltne Erſcheinung ſeyn müſſen, weil wir von allen, die uns begegneten, mit Verwunderung angegafft wurden.

Die einzige Nahrung, die wir hier bekommen konnten, war eine Art Hülſenfrüchte, (Ceci) womit man ſonſt die Schweine futtert. Dieſe waren aus bloßem Waſſer gekocht, und ſchmeckten uns vortreflich.

Unſer Wirth fragte uns, was wir eigentlich für Leute wären? und was das für ein Inſtrument wäre, welches wir bei uns trügen? Dies war nehmlich ein Zeichenſtuhl, der, ſo wie er eingerollt war, für eine Art von Zauberſtab gehalten wurde.

Denn unſern Worten, daß wir Mahler wären, glaubte man nicht, ſondern hielt uns für Teufelsbeſchwörer, weil wir gekommen waren, um die Ruinen zu ſehen, in welchen, nach dem Glauben des Volks, noch Schätze verborgen ſind, die nur durch Zauberei gehoben werden können.

Man ſahe uns daher ſehr bedenklich an, als wir einen Knaben zum Wegweiſer verlangten, der uns auf den Fleck führen mußte, wo von den Mauern und Tempeln der alten Stadt noch einige Ruinen befindlich ſind.

Zwiſchen den Stücken von Mauern, die aus großen vieleckigten ineinandergefugten Steinen beſtanden, war das Feld ringsumher beackert.

Von einem Gebäude war noch ein unterirdiſches Gemach vorhanden, in welches wir allein hinabſtiegen, weil wir den Knaben, der uns führte, nicht bewegen konnten, mit uns zu gehen: denn ihm war feſt eingeprägt, daß der Teufel hier leibhaftig wohne.

Wir fanden übrigens in dieſem unterirdiſchen Gemache eben nichts merkwürdiges, indeſſen entwarf mein Gefährte in aller Eil eine Zeichnung, um doch von dieſen Ruinen von Sermoneta ein Andenken mitzunehmen.

Da es nun ſchon ziemlich ſpät war, ſo behielten wir unſern Wegweiſer, und kehrten über die Berge zum zweitenmale wieder nach Cora zurück, wo man ſich über unſre ſpäte Zurückkunft, da wir geſtern Nachmittag in einer Stunde hatten wieder kommen wollen, ſehr verwunderte.

Es war noch viel Geſellſchaft in der Gaſtſtube, man war neugierig, von unſrer Wanderung zu hören, und als wir erzählten, daß wir von den Ruinen von Sermoneta kämen, ſo ſchien dies auf einmal unſern Zuhörern einen Aufſchluß über unſer Geſchäft zu geben.

Sie ſahen uns mit bedeutender Miene an, und gaben uns zu verſtehen, daß ſie uns für nichts anders als Schatzgräber hielten.

Wir ſuchten ihnen dieſe Meinung zu benehmen, und verſicherten, daß wir Mahler wären, wozu ſie den Kopf ſchüttelten.

Wenn Schätze da verborgen wären, ſagten wir, warum würde man ſie nicht ſchon längſt ausgegraben haben? ſono impadroniti dal diavolo! (der Teufel hat ſie im Beſitz) war ihre Antwort;

wer alſo Macht über den Teufel hätte, meinten ſie, der könnte auch dieſe Schätze heben. — Sie erzählten uns dann Geſchichten, die ſich in den bezauberten Gegenden ereignet haben, und wir mußen ihnen von unſerm Lande erzählen; ſo brachten wir den Abend ſehr angenehm in Geſprächen mit den Bürgern von Cora zu.

Am andern Morgen ſtiegen wir noch einmal zu dem ſchönen Tempel hinauf, und zu der Schmiede mit den eingemauerten Säulen; wir betrachteten noch einmal die Ruinen von der alten Mauer, nahmen ſo von Cora Abſchied und wanderten nun, am hellen Tage, wieder durch Ulubrä, die Straße nach Veletri, wo wir uns am vorgeſtrigen Abend in der Dunkelheit der Nacht verirrt hatten.

Wir erreichten Ulubrä gegen Mittag, und nahmen uns keine Zeit zum Eſſen, weil wir noch das Kabinet des Monſignor Borgia beſehen wollten. Der Bruder des Beſitzers zeigte uns alles mit vieler Dienſtfertigkeit, und wir vergaßen ganz unſer Mittagsmahl über der Betrachtung dieſer koſtbaren Seltenheiten. Was ich Ihnen hierüber zu ſagen habe, behalte ich mir zu einem beſondern Briefe vor.

Die

Die Einwohner von Veletri ſpotteten unſrer, da wir aus der Stadt gingen, und vor einem Fleiſchſcharne vorbeikamen, indem ſie auf einen alten hölzernen Tiſch wieſen, und uns nachriefen: queſta e roba antica! dies wäre auch eine Antiquität, ob wir ſie nicht in Augenſchein nehmen wollten.

Wir machten nun noch in der kühlen Abendluft den Spaziergang von Veletri nach Albano, wo uns die Gegend ſchon ganz bekannt vorkam. In Albano langten wir ziemlich ſpät an, und machten uns am folgenden Morgen bei Tagesanbruch wieder auf.

An dieſem Tage machten wir unſre ſtärkſte Wanderung von Albano aus über Aricia und Nemi auf die Spitze des Monte Kavo, und von da über Rocca di Papa und Marino nach Rom zurück.

Aricia hat eine ſehr angenehme Lage. Wir ſahen die uralten Stämme in dem Hain Dianens, der mit einer Mauer umgeben iſt, und den der Prinz Chigi, ſein Beſitzer, noch jezt wie ein Heiligthum betrachtet; denn ohne ſeine beſondere Erlaubniß wird niemanden der Eingang verſtattet. Für Landſchaftsmahler iſt dieſer Hain wegen des hohen Alterthums der Bäume, und ihres ausgebreiteten und labyrinthiſchen Wuchſes ein vorzüglich ſchönes Studium. —

„Hier war es, am achten Meilenzeiger von „Rom, wo der Wanderer ſich Dianens waldigtem „Gebiete näherte. *)

Beim Anblick dieſer tauſendjährigen Baumſtämme erneuerten ſich die reizenden Vorſtellungen von den heiligen Hainen der Alten, in die kein Sonnenſtrahl dringen konnte, und die man an feſtlichen Tagen mit Blumenkränzen ausſchmückte; wo jede Verletzung eines heiligen Baums ein höchſt ſtrafbares Verbrechen war, das durch Opfer und Gebete mußte ausgeſöhnt werden — und wo, durch die Ehrfurcht gegen das Lebloſe, das Band zwiſchen dem Menſchen und der ihn umgebenden Natur ſelbſt näher geknüpft wurde.

Unſer Weg von hier nach Nemi führte uns durch ein niedriges Gehölz. Wir wanderten an der ſchroffen Felſenwand auf dem hohen Ufer um den See von Nemi, zu dem man durch anmuthige Gefilde den Abhang hinunterſteigt.

In dem kleinen Städtchen Nemi verweilten wir nicht lange, ſondern nahmen einen Wegwei-

---

*) Martial l. 9. ep. 48.

ſer, der uns gleich von hier auf die Spitze des Monte Kavo führte.

Ein Stück der alten Via mit großen vieleckigten ineinandergefugten Steinen hat ſich noch bis jezt erhalten, und wir ſtiegen auf ihr zu demſelben Fleck hinauf, wo zu den Zeiten des alten Roms die Völker Latiums ſich verſammleten, um hier, wo ſie ihre Grenzen mit einem Blick überſehen konnten, ihr jährliches Bundesfeſt zu feiern.

Wir kamen zu dem Kloſter auf der Spitze des Berges, wo der Tempel des Jupiter Latialis ſtand. — Hier blickten wir nun auf der einen Seite tief in die Appenninen, auf der andern ſahen wir das Meer, die Stadt Rom, ganz Latium vor uns liegen, und dicht zu unſern Füßen die Seen von Nemi und Albano.

Bei dieſer Ausſicht wacht das Andenken an die Geſchichte der Vorwelt in ſeiner ganzen Stärke auf, und man fühlt lebhaft, warum die aneinandergrenzenden Völker gerade dieſen Fleck zu ihrem gemeinſchaftlichen Bundesfeſte wählten.

Einen traurigen Kontraſt mit dieſen herrlichen Erinnerungen macht das Kloſter und die ſchwarzgekleideten Mönche, die auf ihrer Bruſt einen weißen Todtenkopf, als ihr Ordenszeichen, tragen.

und deren finſtere Miene die Unzufriedenheit mit ihrem Zuſtande zu verkündigen ſchien.

Der Kloſtergarten ſtand voll Unkraut, und ſah ganz verwildert aus; der Wind heulte durch die öden Kloſtermauern, und alles hatte hier oben ein widriges und unfreundliches Anſehen. Auf unſer Bitten erhielten wir doch ein kleines Mittagsmahl, wofür wir eine Kleinigkeit an Gelde entrichteten, die aber in den Klöſtern niemals als Bezahlung, ſondern unter dem Nahmen eines Geſchenks für das Kloſter angenommen wird, das ſich auf die Weiſe immer noch die Ehre der Gaſtfreiheit zuſchreibt, ob es ſich gleich, wie jedes andere Wirthshaus, ſeine Zeche bezahlen läßt.

Wir ſtiegen nun über Rocca di Papa, deſſen Häuſer wie Neſter am Felſen gebaut ſind, den Berg hinunter, bis nach St. Marino, wo wir erſt gegen Abend anlangten, und nun noch drei deutſche Meilen bis nach Rom zurücklegten, das wir bei ſpäter Nacht erreichten, und für diesmal unſere Wanderung beſchloſſen.

Raphael und Volatera.

Der Schmerz der Mutter Jeſu bei dem Tode ihres göttlichen Sohnes iſt durch Raphael und Volatera einer der rührendſten und erhabenſten Gegenſtände der Kunſt geworden.

In dem Gemählde des Volatera, das in der Kirche Trinita di Monte befindlich iſt, verſinkt die Mutter Jeſu unaufhaltſam in ihren Schmerz, ihr Geiſt ſcheint ihr entflohen, die Hülle fällt in den Staub darnieder. Je länger man dies Gemählde betrachtet, deſtomehr fühlt man ſich angezogen, und zur Bewunderung über die Erhabenheit des Ausdrucks hingeriſſen.

Ein Gegenſtück hierzu iſt die Grablegung Jeſu von Raphael, im Pallaſt Borgheſe. — Maria Magdalena, mit dem Ausdruck der wehmuthsvollſten Zärtlichkeit neigt, ihren leiſe athmenden Mund faſt bis zu den Lippen des Todten. — Johannes ſteht gebückt in hingegebenem Schmerz verſunken. Joſeph von Arimathia ſchaut mit tröſtendem zuverſichtlichen Blick und Miene um ſich her — Die Träger fühlen nur die Laſt des Todten. — Die Mutter Jeſu ſinkt ohnmächtig nieder; eine weibliche Figur neben ihr mit thränenvollen Augen und Wehmuth im Blicke hat dennoch Kraft genug, mit ihren Armen die ſinkende Mutter emporzuhalten. —

Rom, den 20. März.

Die heilige Cecilia.

Es iſt kein Wunder, daß dies Gemählde von Domenichino ſo häufig kopirt iſt; denn es herrſcht ein Ausdruck von Harmonie und Wohllaut darin, der einem jeden ſogleich beim erſten Anblick auffällt, und dennoch bei der längern Betrachtung nichts am Reiz verliert.

Man ſieht die lauſchende Tonkünſtlerin, welche die Engelſtimmen im Geiſte vernimmt, die ſie durch irrdiſche Töne, ſterblichen Ohren vernehmbar, nachzubilden ſtrebt. Ein ſanftes Entzücken mahlt ſich in allen ihren Zügen, und himmliſche Andacht glänzt in ihrem ſchönen Auge.

Unter den Dichtungen von Heiligen iſt dieſe von der Erfinderin der Orgel eine der liebenswürdigſten. — Der heiligen Cecilia iſt jenſeit der Tiber eine Kirche geweiht, die nach der Märtirerſage auf demſelben Fleck erbaut iſt, wo die Heilige in dem Hauſe ihres Vaters wohnte, und, als eine ſtandhafte Bekennerinn des chriſtlichen Glaubens, in ihrem Badezimmer enthauptet wurde.

Dies Badezimmer, zu dem man in einer Seitenkapelle einige Stufen hinabſteigt, iſt noch in ſeiner alten Bauart mit ſeinen Röhren und Zubehör erhalten, und hat daher für den Andächtigen und für den Alterthumsforſcher ein gleiches Intereſſe. Die Kirche ſelbſt iſt mit Gemählden ausgeſchmückt, welche auf die Geſchichte der heiligen Cecilia Bezug haben, und ihr Feſt wird mit Vokal und Inſtrumentalmuſik gefeiert.

Apollo in Belvedere.

Man kann freilich ſagen: was für ein erſtaunlicher Unterſchied findet in der bildenden Kunſt der Alten zwiſchen einem Silen und einem Apollo ſtatt; und doch ſind beide ſchön, ein jeder in ſeiner Art. —

Ein Faun oder Silen kann in ſeinem Charakter eben ſo übereinſtimmend ſeyn, wie ein Apollo in dem ſeinigen. — Wer aber den Apoll gebildet hat, den wird doch wohl ein jeder für einen größern Künſtler halten, als denjenigen, welcher nur einen vollkommnen Faun zu bilden fähig war. —

Wer einen Apollo bilden konnte, in deſſen Macht ſtand es auch gewiß, einen vollkommnen

Faun zu ſchaffen, aber nicht umgekehrt konnte jeder, der einen vollkommenen Faun zu bilden fähig war, auch einen Apoll hervorbringen.

Denn wenn wir gleich zugeben, daß ein jedes Ding in ſeiner Art vollkommen iſt, ſo müſſen wir doch auch geſtehen, daß die Arten ſelber ſich wieder untergeordnet ſind, und die eine mehr Vollkommenheiten in ſich faßt, als eine andere. — So enthält die ganze Thierwelt nicht ſo viele Vollkommenheiten in ſich, als der Körperbau des Menſchen —

Der Löwe und das Pferd ſind von majeſtätiſcher Bildung — die aufrechte Stellung des Menſchen aber, und ſein zum Himmel emporgehobenes Antlitz, erhebt ihn über beide und über die ganze Thierwelt —

Auch läßt die Menſchenbildung von dem Geiſtigen, was ſie in ſich faſt, am meiſten durch ihre ſanfte Oberfläche durchſchimmern, und erhält dadurch bei der Körperlichkeit ein erhabenes geiſtiges Gepräge, welches der ganzen übrigen Thierwelt mangelt.

Wo nun dies geiſtige Gepräge am deutlichſten hervorleuchtet, da iſt auch der erhabenſte Gegenſtand der Kunſt; je mehr ſich dies Gepräge verſiert, und der Ausdruck ſich dem Thieriſchen wieder nähert, deſto untergeordneter iſt das Kunſtwerk. —

In den Bildungen der Alten aber, ſo wie in ihren Dichtungen, ſpielt die Thierwelt in die Menſchenwelt — es iſt der lachende wollüſtige Faun, der gleichſam den Gegenſatz zu einem majeſtätiſchen Apollo macht. — Allein von dem Schönſten war der Maaßſtab zu allen niedern Bildungen einmal genommen. In dem hohlen Leibe des ungeſtalten Satyrs fand man die Bilder der Grazien verſteckt.

Das Schöne iſt eine höhere Sprache.

Wo die Harmonie des Ganzen einen Nahmen erhielt, da enthüllte ſich das Schöne; es mochte nun Apollo, Jupiter, oder Minerva heißen; es mochte in der korinthiſchen Säule leicht emporſtreben, oder in der Doriſchen mit Felſenkraft dem Druck von oben zu widerſtehen ſcheinen; es mochte in dem zarten Gliederbau der höchſten weiblichen Schönheit, oder in Bruſt und Schulter eines Herkules ſich offenbaren.

Rom, den 26. April.

Das Mauſoleum der Cecilia Metella — Der Quell Egeria.

An einem der ſchönſten Herbſttage machte ich mit dem Landſchaftmahler Hrn. Lütke einen Spaziergang aus der jetzigen Porta St. Sebaſtiano oder dem Kapeniſchen Thore, nach Kapo di Bove, welches die jetzige gewöhnliche Benennung von dem Grabmal der Cecilia Metella iſt, die ſich wahrſcheinlich von den bekränzten Schädeln der Ochſenköpfe herſchreibt, mit denen das Grabmal an ſeinem obern Geſimſe, gleich einem Opferaltare, verziert iſt. Vielleicht ſchreibt ſich dieſe Benennung auch daher, weil in dieſer Gegend ehemals der Flecken Bovillä lag, wohin der Weg von Rom aus wie eine ſehr kleine Station betrachtet wurde, ſo daß der Dichter Martial einem Freunde, der die Lektüre ſeines Buchs zu früh unterbrach, mit einem Reiſenden verglich, der auf dem Wege nach Bovillä ſchon bei dem Quell der Egeria, welches beinahe die Hälfte der kleinen Station war, ausruhen wollte.

Mein Gefährte und ich thaten dies nicht, ſondern wanderten in einem Strich von Rom bis nach Kapo di Bove, wo Herr Lütke von dem Grabmal der Cecilia an Ort und Stelle die Zeichnung entwarf, von welcher das von Herrn Daniel Berger geſtochene Kupfer dieſer Reiſebeſchreibung beigefügt iſt.

Während daß Herr Lütke zeichnete, ſaß ich im Schatten des Grabmals unter einem wilden Feigenbaum, der ſich aus den Ritzen des Gemäuers mit mächtigem Wuchs empordrängt.

Die Inſchrift auf dem Grabmale heißt:

Caeciliae Q. Cretici F. Metellae Craſſi.

Hier ruhte alſo die Aſche der Cecilia, einer Tochter des Metellus Creticus, und Gemahlin des mächtigen und reichen Triumvirs Craſſus.

Wir kehrten von hier zurück, um den Quell der Nymphe Egeria zu beſuchen, den wir mit Mühe fanden, weil er unter einem Hügel verſteckt liegt, auf welchem noch ein alter von Backſteinen errichteter dem Bachus geweihter Tempel ſteht, deſſen Halle noch mit kannelirten korinthiſchen Säulen von Marmor verſehen iſt, und der jezt, als eine chriſtliche Kirche, den Nahmen St. Urbano führt.

Von dem Haine der Egeria, am Fuß dieſes Hügels, iſt keine Spur mehr da. Die Quelle ſelbſt aber ſprudelt noch mit kühlendem klaren Waſſer, und man ſieht noch die alten marmornen Verzierungen; eine verſtümmelte Statue der Nymphe, die dieſen Ort bewohnte; die Niſchen, worin die Bildſäulen der neun Muſen ſtanden; dies alles iſt mit überhängendem grünen Geſträuch bewachſen, und das ganze macht einen reizenden mahleriſchen Proſpekt.

Herr Lütke entwarf von dieſer Grotte ebenfalls an Ort und Stelle eine Zeichnung, wovon ſich eine genaue Darſtellung auf der hier beigefügten Kupfertafel befindet.

Ich las während der Zeit in meinem Juvenal, wovon ich eine kleine Taſchenausgabe bei mir trug, wie der Dichter auf die nun zerſtörten marmornen Verzierungen ſchilt, welche dies alte ehrwürdige Denkmal entſtellten, das einen weit ſchönern Anblick gewähren würde, wenn der grüne Rand des Ufers in der klaren Fluth ſich ſpiegelte, und der Marmor nicht den röthlichen Fels verdeckte —

Rom, den 6. April.

Ueber Verzierungen.

(Bei Betrachtung der Copien des Raphael.)

Das Zierliche ſetzt man dem Unbehülflichen der ſchweren Maſſe, dem Plumpen entgegen. Der menſchliche Geiſt iſt immer würkſam, er kann die einförmigen todten Maſſen nicht dulden, er ſucht ihnen Leben einzuhauchen, er ſchafft und bildet nach ſich, von dem armen Wilden, der ſeinen Bogen ſchnizt, und ſein Kanot regiert, bis auf den erhabenſten Künſtler —

Was iſt es anders, als der innere Trieb nach Vollkommenheit, der ſich auch hier offenbart, der demjenigen, was an ſich keinen Schluß, keine Grenzen hat, eine Art von Vollendung zu geben ſucht, wodurch es ſich zu einem Ganzen bildet —

Das ſchönſte Säulenkapital trägt und ſtützt nicht beſſer als der ſtumpfe Schaft —

Das koſtbarſte Geſimſe deckt und wärmt nicht beſſer als die platte Wand —

Der Menſch will in einem Gebäude nicht nur mit Wohlgefallen wohnen — er will es auch mit

Wohlgefallen anſehen — und es arbeiten für die Nahrung des Auges faſt eben ſo viel Hände als für die Ernährung des Körpers. —

Die Kunſt kann ſich daher unaufhörlich vervielfältigen; denn das Auge ſiehet ſich nimmer ſatt, und das Ohr höret ſich nimmer ſatt —

So wie nun aber ſchon der Anblick des gewölbten Himmels, der grünen Wieſenfläche und des Blattes am Baume, die Seele, welche mit ruhigem Sinn dieſen Anblick eröfnet, unmerklich emporzieht und veredelt, ſo kann auch die geringſte wohlgewählte Zierrath durch das Auge die Seele ergötzen, und unmerklich auf die Verfeinerung des Geſchmacks und Bildung des Geiſtes würken —

Daher iſt ſelbſt das Streben nach Verzierung ein edler Trieb der Seele, wodurch der Menſch ſich von dem Thiere, das nur ſeine Bedürfniſſe befriedigt, unterſcheidet. — und wenn dieſer Trieb nicht mißleitet wird, ſo iſt er eben ſo wohlthätig als der Trieb nach Wiſſenſchaft und nach der hohen Kunſt —

Wie groß der Trieb des Menſchen nach Schönheit ſey, ſieht man daraus, daß er ſelbſt da, wo die Schönheit nicht mehr ſtatt findet, wenigſtens noch die Zierde anzubringen ſucht —

Rom, den 10. April.

Ueber Kuppeln, Thürme, Obelisken und Denkſäulen.

Selbſt die Kuppeln ſind ſchon eine Spielart des Geſchmacks, weil man im Grunde, bloß zur Pracht und ohne einen vernünftigen Zweck, ein Gebäude auf's andre ſetzt — Die ernſte Baukunſt der Alten vermied dieſen üppigen Auswuchs — ſie fühlte, daß die Majeſtät eines Gebäudes auf ſeiner Zweckmäſigkeit und Einheit beruhet.

Demohngeachtet aber haben dieſe modernen Kuppeln noch ein weit ernſteres und edleres Anſehen, als die Thürme; weil ihr Umfang zu ihrer Höhe doch weniger unverhältnißmäßig iſt, und der Begriff eines Gebäudes ſich eher damit verträgt.

Ein Thurm, beſonders wenn er iſolirt ſteht, ſcheint ein Gebäude aus einer andern Welt, und für eine andere Gattung von Weſen zu ſeyn, als die auf der Erde wohnen. —

Wenn ich hingegen die trajaniſche oder antoniniſche Säule anblicke, ſo verſchwindet der Begriff von einem Gebäude ganz, obgleich dieſe Säulen von ſolchem Umfange ſind, daß Treppen darin hinaufgehen.

Die Basreliefs, welche ſich in Spirallinien an dieſen Säulen hinaufwinden, um die Thaten der Kaiſer zu verewigen, denen ſie zum Andenken errichtet ſind, enthüllen ſogleich dem Auge ihren Zweck, und machen, daß wir ſie gleichſam wie eine erhabene Schrift betrachten, worin die Nachwelt leſen ſoll —

Der Obelisk hat zu eben dieſem Endzweck freilich ein ernſteres Anſehen, weil er, wegen ſeiner Zuſpitzung, den Begriff des Tragens nicht erweckt, da hingegen eine Säule, die nichts trägt, ſchon mehr eine Spielart des Geſchmacks iſt.

Man kann die Vorſtellung von Unzweckmäßigkeit nicht vermeiden, wenn man auf den thurmhohen über alle Häuſer emporragenden trajaniſchen und antoniniſchen Säulen die Statuen erblickt, welche ſie tragen. Als Fußgeſtell zu dieſen Statuen betrachtet, iſt das Verhältniß ungeheuer, und doch tragen dieſe Säulen weiter nichts.

Anſtatt des Antonins und Trajan ſtehen jezt die Statuen der Apoſtel Petrus und Paulus auf dieſen Säulen, und machen einen ſonderbaren Kontraſt mit den Basreliefs, welche die kriegeriſchen Thaten jener Beherrſcher der Welt verkündigen, und ſich nun bis zu den Füßen dieſer Apoſtel den Pfeiler hinaufwinden.

Um dieſe Säulen mit Wohlgefallen zu betrachten, muß man über ihren ſchönen Inhalt gewiſſermaßen ihre Form vergeſſen; das Auge muß bis zum Gipfel dieſe Schlangenlinien hinaufwandern, und gleichſam Zeile für Zeile wie in einem Buche leſen.

Der große Sonnenobelisk, der ehemals auf dem Kampus Martius aufgerichtet war, und jezt, nicht weit von dem Fleck, wo er geſtanden hat, auf einem Hofe darnieder liegt, zeigte mit ſeinem Schatten die Stunden an. —

Die Aegyptiſche Pyramide iſt ein majeſtätiſches Gebäude, weil ihr Umfang zu ihrer Höhe nicht unverhältnißmäßig iſt, und weil ſie ſelber durch ihre Zuſpitzung nach oben zu, als ein erhabenes Todtendenkmal, bezeichnend und bedeutend wird.

Wir ſtellen nun die Pyramide — den Obelisk — die koloſſale Säule — die Kuppel — den Thurm — und das Thürmchen — nebeneinander, um den ſtufenweiſen Uebergang von dem Ernſthaften und Großen zu dem Spielenden und Tänzelnden zu bezeichnen.

Das Chineſiſche Thürmchen weicht von der ernſten Baukunſt der Alten am meiſten ab, und dient gleichſam, um den höchſten Grad des Kindiſchen und Spielenden zu bezeichnen.

Die Minarets oder ſchmalen Thürmchen auf den türkiſchen Moſcheen ſind im Grunde bloße Gerüſte für die Prieſter, um das Volk zum Gottesdienſte zuſammenzuberufen, da man ſich keiner Glocken bedienen darf; ſie ſind daher auch nicht von größerem Umfange, als zu dieſem Endzweck nöthig iſt, und machen ſchon deswegen keinen widrigen Anblick.

Unter den Glockenthürmen ſind die alten ſpitzigen oder ſtumpfen Thürme immer noch erträglicher, als die modernen, wo man das Unverhältnißmäßige des Umfanges zu der Höhe, durch allmälig kleiner werdende Abſätze zu verdecken ſucht.

Allein dies hat gerade das Anſehen, als ob eine Anzahl kleiner und ſchmaler Stockwerke von verſchiedenen Gebäuden, ſtatt neben einander zu ſtehen, auf einander geſtellt wären.

Am häßlichſten nimmt ſich bei dieſen modernen Thürmen die kleine Wölbung auf der Spitze aus, welche die Stelle der Kuppel vertreten ſoll, und wie eine Zwergenkappe auf dem Scheitel eines Rieſen ſitzt.

Aſchermittwoch.

Ein trauriger und melancholiſcher Tag iſt der Aſchermittwoch nach dem Karneval. — Geſang und Freude iſt verſtummt; Gebet und Büßung und Kaſteiung tritt an die Stelle der Luſtbarkeit — alle Kirchen ſind eröfnet; Ermahnungen und Bußpredigten ertönen von allen Seiten; die Kinder werden täglich in den Geheimniſſen der Religion unterrichtet; und wo ſonſt nie gepredigt wird, ſind dieſe Zeit über Kanzeln aufgebaut.

Eben ſo ſchildert der Dichter Martial die melancholiſche Zeit, welche auf die Saturnalien folgte; Jeder mußte nun, nach dieſem kurzen Taumel, zu ſeinem gewöhnlichen alltäglichen Geſchäft zurückkehren, und alles fühlte die Abſpannung nach dieſer Uebertreibung vom frohen Genuß des Lebens.

Beſonders den Kindern war dies fühlbar, welche nun, wie der Dichter ſagt:

Von dem geliebten Spiel mit Nüſſen
Der drohende Lehrer hinwegrief,
Und ihre kurze Freude hemmte.

Raphaels Stanzen.

Man kann wohl ſagen, daß die berühmten Raphaelſchen Stanzen im Vatikaniſchen Pallaſte unter allen Zimmern in der Welt am prächtigſten und am ſchlechteſten dekorirt ſind.

Als Verzierung betrachtet, iſt die Mahlerei in dieſen Zimmern höchſt tadelnswerth — denn das Auge findet nirgends Ruhe — wohin man blickt, iſt alles bemahlt, und die Einfaſſung der größern Gemählde ſelbſt beſteht wieder aus kleinern Gemählden, wodurch das Ganze ein überladenes Anſehen erhält.

Man ſieht, daß Raphaels Geiſt mit dem erhabenen Despotismus der Kunſt hier herrſchte, dem alles übrige weichen, und ſich unterordnen mußte. — Der größte Mahler war ein ſehr unfähiger Dekorateur —

Auch ſind dieſe Zimmer zu koſtbar, um bewohnt zu werden, ſo wie die Mahlerei zu vortreflich, um als Zierde zu dienen. Die Zimmer ſelbſt ſind nichts weiter als ein Rahmen zu dieſer bewundernswürdigen Darſtellung — man denkt faſt nicht mehr daran, daß um der Zimmer willen die Gemählde ſind. —

Demohngeachtet aber ſind die Gegenſtände wohl ausgeſucht, um den Wohnplatz eines Oberhauptes der chriſtlichen Kirche zu bezeichnen. —

Der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin, mit dem Zunahmen der Große, hält eine Anrede an ſein Heer — in der Luft von Engeln emporgetragen erſcheint ihm das triumphirende Kreuz, mit den Worten: in hoc ſigno vinces!

Das Chriſtenthum überwindet auch im Schlachtgetümmel — Maxentius wird vom Konſtantin beſiegt —

Der Pabſt Sylveſter tauft den Kaiſer —

Der Kaiſer ſchenkt dem Pabſte des heiligen Petrus Erbtheil —

Strafende von Gott geſandte Engel peitſchen den Heliodor aus dem Tempel zu Jeruſalem, den er berauben will — Eine Anſpielung auf die prieſterliche Macht — Der Pabſt hat die Feinde aus dem Kirchenſtaate vertrieben.

In der Meſſe zu Bolſena ereignet ſich ein Wunder. — Dem einſegnenden Prieſter beim Abendmahl ſteigen Zweifel auf, und plötzlich wird er gewahr, daß bei der Konſekrirung der Hoſtie das Kelchtuch blutig wird — in den Mienen der

Zuſchauer lieſt man den Ausdruck von Verwunderung und Erſtaunen. —

Die Apoſtel Petrus und Paulus erſcheinen dem Attila in der Luft, um gegen ihn zu fechten — Der Pabſt Leo der Zehnte iſt in dieſem Gemählde auf einem Mauleſel reitend abgebildet, und Raphaels Lehrer, Perugino, reitend auf einem weißen Pferde vor ihm her. —

Ein Doppelgemählde, wo auf der einen Seite der Apoſtel Petrus im Gefängniß abgebildet iſt, unter den ſchlafenden Wächtern ruhend, wie ihn der Engel weckt, und auf der andern Seite, wie der Engel ihn hinausführt. —

In allen dieſen Gemählden alſo die ſtreitende und triumphirende Kirche —

Nun ſind in einem Zimmer die Philoſophie, die Jurisprudenz, die Theologie, und die ſchönen Wiſſenſchaften dargeſtellt.

Die Schule von Athen, welche die griechiſche Philoſophie in ihren erhabenen Lehrern vor's Auge bringt, habe ich Ihnen ſchon beſchrieben.

Von dem Streit über das Sacrament, welcher die Theologie in ihren unbegreiflichen Geheimniſſen darſtellt, habe ich Ihnen auch ſchon eine kurze Schilderung gegeben.

Die Jurisprudenz iſt ſehr bildlich dargeſtellt: Klugheit, Mäßigung und Stärke begleiten die Gerechtigkeit — Juſtinian überreicht dem Trebonius die Pandekten — Gregorius der Neunte übergiebt einem Advokaten die Dekretalien.

Von den Fakultäten iſt die Arzneikunde ausgelaſſen — die ſchönen Wiſſenſchaften aber ſind in der Abbildung des Parnaſſes, wovon ich Ihnen ſchon ein Wort geſagt habe, ſo wie die Philoſophie, in der Schule von Athen, mit inniger Verehrung für das griechiſche Alterthum von dem Künſtler dargeſtellt.

Das lezte Zimmer ſcheint ganz dazu beſtimmt, um die päbſtliche Macht und Hoheit in ihr glänzendes Licht zu ſtellen —

Leo der Vierte ſiegt über die Saracenen bei Oſtia —

Er krönet Karl den Großen. —

Er löſcht mit ſeinem Segenſpruch eine Feuersbrunſt in der Nähe des Vatikans —

Er ſchwört, von Biſchöfen umgeben, auf das Evangelium, um ſeine Unſchuld zu betheuern.

Rom, den 2. May.

Der Obelisk auf dem Platze del Popolo.

Ich habe Ihnen ſchon einmal eine Beſchreibung von der ſchönen Perſpektive gemacht, wenn man in die Porta del Popolo tritt, wie man vor ſich den Obelisk, und den ſchnurgraden Korſo, zur Linken die Straße del Babuino, und zur Rechten die Straße Ripetta, weit hinaufblickt; und wie dieſe Einſicht in drei Straßen zu gleicher Zeit, noch durch die Zwillingskuppeln am Anfange des Korſo, dem Obelisk gerade gegenüber, verſchönert wird.

Dieſe Zwillingskuppeln machen hier den ſchönſten Effekt, den man ſich denken kann; von ihnen iſt die Idee zu den beiden Thürmen auf dem Gensd'armenmarkte in Berlin genommen, welche dort gar keine Wirkung thun, weil es ihnen gänzlich an einem Vereinigungspunkte fehlt, der hier durch den Obelisk, welcher gerade in der Mitte vor den beiden gleichgebauten Kirchen ſteht, und durch das Thor, in welches man eintritt, hervorgebracht wird.

Durch den Obelisk und das Thor erhalten die drei Straßen, welche hier zuſammenlaufen, einen ſchönen Schlußpunkt, und dieſer Schlußpunkt wird durch die Zwillingskuppeln am Ende des Korſo auf eine frappante Weiſe vorbereitet. Der große Triangel ſchließt ſich hier gleichſam doppelt, und im verjüngten Maaßſtabe.

Die Thürme auf dem Gensd'armenmarkte in Berlin hingegen haben nach allen Seiten zu eine gleiche Richtung; das Auge hat keinen Geſichtspunkt, aus dem es ſie beſonders betrachten müßte.

Es ſcheint, zwei ganz gleiche Gegenſtände können nie von ſchöner Wirkung für das Auge ſeyn, wenn ſie nicht eine gewiſſermaßen nothwendige Beziehung auf ein Drittes haben, woraus ſich ein intereſſanter Geſichtspunkt und Vereinigungspunkt für ſie darbietet.

Raphaels Villa.

Nichts Reizenders kann man ſich denken, als die Verzierung von Raphaels Schlafgemach, das er ſich ſelbſt ausmahlte.

An der einen Wand iſt die Hochzeit des Alexander mit der Roxane abgebildet; an der andern ſieht man eine Gruppe von Liebesgöttern, die ſich eine Trophäe zum Ziel genommen haben, worauf ſie alle zugleich ihre Pfeile abdrücken, und in deren Stellungen eine ſo reizende Mannichfaltigkeit und Abwechſelung herrſcht, die das Auge ergözt, man mag das Gemählde betrachten, ſo lange man will.

Auch das Deckengemählde hat Bezug auf den Triumph der Liebe. Man tritt in dies kleine Schlafgemach wie in ein Heiligthum, und in das Landhaus des Künſtlers, wie in einen Tempel; nur Schade, daß der jetzige Beſitzer dieſen einfachen ländlichen Sitz in einen engliſchen Garten mit allerlei Spielwerk von winzigen Hügeln, Brücken, Boskets, u. ſ. w. verwandelt, und ewig Schade, wenn auch die Behauſung des Künſtlers ſelbſt ein Raub dieſer geſchmackloſen Zierde und Verſchönerungsſucht werden ſollte, da man jezt noch Wallfahrten zu dieſem ſtillen Wohnplatze des Künſtlers anſtellt, wo er, im ſanften Genuß ſeiner Tage eingewiegt, vielleicht ſeine frohſten Stunden verlebte.

Rom, den 14. May.

Der Frühling unter den Ruinen.

ine unbeſchreiblich angenehme Empfindung erweckte es mir, als ich vor einem Jahre, nach einer überſtandenen Krankheit, zum erſtenmale das alte römiſche Forum oder Campo Vaccino wieder betrat, wo ich ſpät im Herbſt die Bäume entblättert ſah, und nun alles wieder mit jungem Grün überkleidet war.

Die Bäume am Aufgange auf das Kapitol waren wieder dichtbelaubt, und die acht Säulen vom Tempel der Eintracht, und die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Tonans ſchimmerten nur zum Theil dadurch hervor.

Das kleine Gärtchen am Fuße des Tempels der Konkordia prangte wieder mit allen ſeinen Blumen — die kleine Allee, welche den ehmaligen heiligen Weg bezeichnet, gab wieder ihren Schatten; auf dem eingeſunkenen Triumphbogen des Septimius Severus ſproßten grüne Zweige mit gelben und rothen Blüthen hervor; und auf dem Gewölbe des Friedenstempels blühte in der Luft ein Garten.

Michel Angelo.

Bei mehreren Kuppeln in den Kirchen Roms ſind von berühmten Meiſtern die vier Evangeliſten abgebildet, wie ſie gleichſam als Grundpfeiler das Gewölbe ſtützen; ſie ſitzen, mit ihren Attributen bezeichnet, in nachdenkender Stellung, mit dem Griffel in der Hand die hohen Offenbarungen niederſchreibend — ein Symbol, das nicht übel gewählt iſt, um ſie als die Grundpfeiler der chriſtlichen Kirche dem emporſchauenden Auge der Andacht darzuſtellen.

In der Sixtiniſchen Kapelle ſind die Propheten und Sybillen abwechſelnd, und gleichſam in bunter Reihe, als die Stützen des Gewölbes abgebildet. — Es herrſcht ein Ausdruck von Körper- und Geiſteskraft in dieſen Abbildungen, der ſie als übermenſchliche Weſen darſtellt — ihre Betrachtung erhebt die Seele, und ſie ſind eine majeſtätiſche Zierde dieſes Tempels, der den Geiſt des erhabenſten Künſtlers in ſich faßt.

Raphael.

In den dreizehn Gewölben der Logen von Raphael iſt die ſogenannte Raphaelſche Bibel enthalten. Dies iſt nehmlich eine Folge bibliſcher Geſchichten, die ſo ausgewählt ſind, daß ſie an ſich die Menſchheit intereſſiren, wenn man auch nicht wüßte, woher ſie genommen wären.

Es ſind z. B. patriarchaliſche Scenen; Jakob mit ſeiner Heerde bei dem Brunnen — die ägyptiſche Königstochter, wie ſie das Kind Moſes in einem Kaſten am Ufer findet — wirklich erhaben iſt die Darſtellung, wie Joſua betend ſeine Arme ausbreitet, und mit der einen Hand die Sonne und mit der andern den Lauf des Mondes aufhält. —

So ſchön und vortreflich ausgeführt aber auch dieſe Darſtellungen in den Raphaelſchen Logen ſind, ſo werden ſie doch durch die Bibel des Michel Angelo in der Kapelle Sixtina, wovon ich Ihnen einmal ein paar Worte geſchrieben habe, an Größe und Erhabenheit der Gedanken weit übertroffen.

Der Weltſchöpfer und die Bildung des Menſchen von Michel Angelo ſind vielleicht das Höchſte, was die Mahlerei nur je von erhabenen Gedanken in der Seele des Menſchen auszudrücken vermochte.

Rom, den 6. Junii.

Die Porta St. Sebaſtiano.

Dies iſt das ehemalige Kapeniſche Thor, über welches eine Waſſerleitung geführt war, wovon man noch jezt die Ruinen ſieht. Es heißt daher auch bei den römiſchen Dichtern das feuchte Kapeniſche Thor,

„welches mit großen Tropfen regnet.“

Vor dieſem Thore war das kleine Flüßchen Almo, wo das Opfergeräth und die Bildſäule der Göttin Cybele alljährlich gewaſchen wurde, und wo auch die Kaufleute am Feſte des Merkur ſich entſündigten.

Dies Flüßchen hat noch ſeinen alten Lauf und ſein altes Bette unverändert.

Hier war das Grabmal der Schweſter des Horatius; wovon man noch jezt den Fleck bezeichnet, und das Feld der Horazier. Die römiſchen Dichter beſingen dieſe Gegend:

„Wo der Almo das Opfergeräth der phrygiſchen Mutter wäſcht,
„Und das heilige Feld der Horazier grünt.“

Vor dieſem Thore war auch der heilige Quell der Egeria, mit den Bildſäulen der Muſen, wovon man noch jezt die Ueberbleibſel ſieht, und der Flecken Bovillä, wahrſcheinlich in der Gegend von dem Grabmal der Cecilia Metella, welches jezt capo di bove heißt. Zu oft ein Geſpräch unterbrechen hieß ſprichwortsweiſe: auf dem Wege nach Bovillä bei dem Quell der Egeria ſtill halten.“

Theater des Marcellus.

Die Gegend beim Theater des Marcellus war zu Martials Zeiten ſchon verrufen, und jezt iſt es wiederum eine der unſauberſten Gegenden in Rom.

Damals war es der Siz der geringern Handwerker. —

Eine Bartſchererinn (tonſtrix) wohnte da, wovon Martial ſchreibt,

„in ſuburrae faucibus“

zwiſchen der Tiber und dem Aventin, welche zu ſchinden pflegte, ſo wie ſie den Bart abnahm; auch hatte der Henker hier ſeine Wohnung —

Hier war auch das Argiletum, wo der uralte König Evander dem Argos, einem Führer der Argiver, den er gaſtfreundlich aufgenommen, und den ſeine Unterthanen ohne ſein Mitwiſſen getödtet hatten, ein Grabmal errichten ließ, um die Blutſchuld auszuſöhnen.

Die Verleger der Werke des Geiſtes befanden ſich hier; denn Martial redet ein Buch ſeiner Sinngedichte mit folgenden Worten an:

„Du willſt lieber die argiletaniſchen Buchlä„den, als meinen Bücherſchrank, bewohnen; ſo
„gehe denn hin, u. ſ. w.“

Pons Milvius.

Von dieſer prachtvollen Brücke über die Tiber genießt man eine der herrlichſten Ausſichten, auf die Anhöhen des Janikulus von der einen, und in die Sabiniſchen Berge, auf der andern Seite.

Hier einen Sonnenuntergang zu betrachten, iſt das erhabenſte Schauſpiel, das man ſich denken kann. Darum iſt es auch wohl der Mühe werth, eine Stunde weit zu gehen, um dieſes Anblicks zu genießen — auch iſt dies, wie Sie ſchon wiſſen, der vorzüglichſte und beliebteſte Spaziergang der Römer.

Nur pflege ich immer lieber den einſamen ſchmalen Weg hinter den Gärten, am Ufer der Tiber, als die ermüdende ſchnurgrade Straße zu wählen.

Am Ende des Pons Milvius ſteht ein heiliger Nepomuk, der einen ſehr widrigen Anblick macht; und neben einem Marienbilde in einer Niſche hat ein Bettlereremit ſeinen Poſten, der die Vorübergehenden um ein Allmoſen in Anſpruch nimmt.

Rom, den 20. Junii.

Spaziergänge der alten Römer.

Die prachtvollen bedeckten Gänge auf dem Kampus Martius waren die Spaziergänge der alten Römer. So auch die Septa auf dem Marsfelde, wo bei den Komitien zu der Wahl der obrigkeitlichen Personen die Stimmen geſammlet wurden. — Nach den Komitien wurden dieſe Septa wieder von den Krämern eingenommen, ſo, daß hier ein bebeſtändiger Markt war. —

Nicht weit von dieſen Septis war der Portikus der Argonauten, bei dem Tempel des Neptun. — Der ſogenannte korinthiſche Portikus, der aus hundert Säulen von korinthiſchem Erz beſtand. — Der Portikus der Europa auf dem Marsfelde, welcher von einem Gemählde, das den Raub der Europa vorſtellte, den Nahmen führte.

Wenn man ſich in den bedeckten Gängen müde gewandert hatte, ſo ging man in die Bäder, wo ſich Bekannte trafen, und wo alles zum frohen geſelligen Genuß des Lebens einlud, weil jede Art von Vergnügungen ſich hier zuſammendrängte.

Von dem allen iſt nun keine Spur mehr da — Der Korſo und die Villa Medicis ſind jezt die einzigen öffentlichen Spaziergänge der Römer in der Stadt.

Die Gegend von Maria Maggiore.

In dieſer jezt einſamen Gegend bin ich oft gewandert, voll vom heiligen Andenken an die Vorzeit, wovon uns nach einem Jahrtauſend noch ein ſo ſchönes Bild aufbewahrt iſt.

Hier waren das Haus und die Gärten des Mäcen, die Wohnung Virgils und des jüngern Plinius auf dem Esquiliniſchen Berge.

Schmale Gänge zwiſchen Weingärten führen hier auf irgend ein einſames Kloſter zu. — Zwiſchen niedrigen Weinſtöcken ragen die bemoosten Ruinen von dem runden gewölbten Tempel der Minerva Medika empor —

Die verödete Villa Negroni ladet in ihre dunkle Cypreſſenalleen zu melancholiſchen Betrachtungen ein. Der Tempel Maria Maggiore ſelbſt, mit ſeiner niedrigen flachen Decke und düſtern Säulengängen, erfüllt die Seele mit heiligem Schauer.

In dem ehemaligen Vikus Patrizius ſteigt man ins Thal hinab, wo man ehemals den Tempel der

Cybele und Veſta ſah, und jezt auf die Villa Negroni blickt. —

Steigen und Fallen der Kunſt.

Je höher das Schöne ſteigt, je ſeltner kann es da ſeyn, und das höchſte Schöne findet nur einmal ſtatt. — Bis es gebohren iſt, kann die Kunſt noch aufwärts ſtreben — die Frucht iſt noch eingehüllt; die Blätter jung und ſchön — allein die gereifte Frucht fällt ab — die Blätter welken —

Der bildende Nachahmungstrieb, wodurch die ſchönen Künſte entſtanden, wird endlich durch die Neuerungsſucht verdrängt, wodurch ſie wieder ſinken. —

Der Nachahmungstrieb hüllt allmählig, was ineinander war, auseinander, um es zu entwikkeln — die Neuerungsſucht reißt das, was durch Natur und Kunſt ſchon entwickelt auseinander war, voneinander, und trägt es wieder zuſammen — ihre Bildungen werden ſonderbar, das heißt, einzig in ihrer Art, ohne ſchön zu ſeyn — abentheuerlich, das heißt, wie durch den wunderbarſten Zufall in eins zuſammengeworfen — ungeheuer, das heißt, ſo einzig durch Disharmonie, wie das Schöne durch Harmonie.

Rom, den 16. Julii.

Roms Straßen.

In dem alten Rom waren in den Zeiten der höchſten Ueppigkeit die Straßen durch die Krämerbuden ſo verengt, daß man faſt nicht darin gehen konnte.

„Ganz Rom war eine einzige große Krämerbude“ ſagt der Dichter Martial. — Domitian verſchönerte die Stadt, und räumte dieſen Uebelſtand aus dem Wege.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach giebt es viel geradere und ſchönere Straßen in dem neuen, als in dem alten Rom, wo alles ſo enge wie möglich in und auf einander gebaut war.

Der Korſo, die Strada Giulia, del Babuino, und Ripetta, u. ſ. w. haben wirklich ein großes und edles Anſehen, und ſind unter die ſchönſten Straßen in Europa zu zählen.

Die ſogenannten Fritteroli, welche auf den Straßen kochen, und für jeden Vorübergehenden eine wirthbare Tafel bereit halten, machen gar keinen unangenehmen Anblick; ſondern vermehren die Lebhaftigkeit und Munterkeit an den Orten, wo ſie ſich aufhalten.

Forum Tranſitorium.

Einen ſehr anſchaulichen Begriff von einem merkwürdigen Theile des alten Roms kann man ſich jezt noch machen, wenn man am Fuße des Kapitols bei dem Triumphbogen des Septimius Severus ſteht. —

Man ſieht hier durch eine ſchmale Straße in die Ruinen von dem Forum des Nerva, wo man ſich deutlich das Forum Tranſitorium denken kann; welches noch jezt einen Durchgang gewährt, daß man nicht über den Kapitoliſchen Berg zu gehen braucht. —

Nach dem Friedenstempel zu war das Juliſche Forum, und hinter St. Luka, der jezigen Mahlerakademie, war das Forum des Auguſtus. —

Der Dichter Martial beſchreibt daher die Ausſichten von einem Janus Quadrifrons, welcher hier ehemals ſtand:

„Du haſt ſo viel Fora als Geſichter.“

nehmlich nach dem römiſchen Forum, oder jezigen Kampo Vaccino, nach dem Juliſchen Forum, nach dem Forum des Auguſt, und nach dem Forum Tranſitorium, welches mit ungeheuren Mauern umgeben war, die zum Theil noch jezt erhalten ſind. —

Perſius.

Schon zu Perſius Zeiten wurden Poeſie und Beredſamkeit zu einem bloßen Kitzel der Ohren herabgewürdigt, und leeres Wortgeklimper trat an die Stelle von ächten Dichterſchönheiten.

So wie jezt das ſchmachtende: bello! bei den Geſängen der Kaſtraten, hörte man auch damals ſchon das: euge! belle! bei dem hinſchmelzenden weibiſchen Redner wiedertönen.

Nichts iſt karakteriſtiſcher, als der Unwille, womit der Dichter Perſius über den ausgearteten Geſchmack der Römer, ſich in abgebrochenen Ausdrücken äußert, wo er gleichſam auf ſich ſelber zürnet, daß er es der Mühe werth hält, nur noch ein Wort über alle dies Nichts, über alle dieſe verächtliche Leerheit und Kleinheit zu verlieren.

„Quantum eſt in rebus inane!“

Die Verderbtheit und Weichlichkeit der Sitten konnte nie weiter gehn, als wie ſie damals ging; wenn jezt ein Perſius aufſtände, der müßte über Pfaffendruck und Ueppigkeit, und Volksbettelei und Aberglauben ſeine Geiſſel ſchwingen.

Vielfältigkeit und Mannichfaltigkeit.

In einer Landſchaft, wo die verſchiedenſten Gegenſtände aus der Pflanzen- Thier- und Menſchenwelt, ohne Plan und Zweck zuſammengedrängt ſind, wie z. B. in einigen niederländiſchen Darſtellungen des Paradieſes, herrſcht Vielfältigkeit, aber keine Mannichfaltigkeit.

Wo Mannichfaltigkeit herrſcht, da bietet ſich bei den verſchiedenſten Gegenſtänden dennoch ein Hauptgeſichtspunkt für das Ganze dar, worunter ſich alles übrige ordnet, und die Ueberſicht dem Auge erleichtert wird.

Rom, den 18. Julii.

Der Segen.

Ein Segenſpruch des Pabſtes vom Balkon der Peterskirche iſt wirklich eine merkwürdige Erſcheinung. — Man ſteht wie betäubt, wenn man die ungeheure Menge von Menſchen voll Erwartung ſieht, als ob wirklich eine der wichtigſten Begebenheiten in einigen Augenblicken ſich ereignen würde.

Die Vorbereitungen dauern wohl eine halbe Stunde; dann fährt plötzlich, wie eine Erſcheinung, der Pabſt mit der dreifachen Krone auf dem Balkon in die Höhe, und an jeder Seite wird ein glänzender Pfauenſchweif emporgehalten, der hier gewiß kein unbedeutendes Symbol iſt, um die ſtolze Pracht des Oberhauptes der Kirche zu bezeichnen —

So wie nun der Pabſt ſeine Arme gen Himmel ausbreitet, gleichſam als ob er den Segen von oben herab erringen wollte, womit er die Erde beglücken ſoll, ſtürzt das ganze verſammelte Volk auf die Kniee nieder, und eignet ſich mit lauten Schlägen an die Bruſt den himmliſchen Segen zu, während daß der Donner der Kanonen ſelbſt den

Sterbenden und Kranken auf ihren Betten den Troſt von oben herab verkündigt, um durch gläubige Zueignung ſeiner auch theilhaftig zu werden.

Der Anblick der niederſtürzenden ſich vor die Bruſt ſchlagenden Menge iſt groß und rührend, man mag auch von der Abgeſchmacktheit und Unbedeutſamkeit des ganzen Auftritts noch ſo überzeugt ſeyn.

Nach einer kleinen Pauſe holt der Pabſt mit ausgebreiteten Armen den Segen noch einmal vom Himmel, und theilt ihn aufs neue über das Volk aus. —

Ein armer Bauer, der vor mir knieete, hatte eine Anzahl Roſenkränze in ſeinem Hute, die er durch den Segen des Pabſtes weihen ließ. — Während der Pauſe, zwiſchen dem erſten und zweiten Segen, ſchüttelte er ſie ſorgfältig um, damit die unterſten oben kamen, und auch durch den Segensſpruch geweiht werden möchten. —

Der verſtorbene Pabſt Ganganelli ſprach einſt kurz vor der Benediktion mit einigen Engländern, und äußerte: ſie würden wahrſcheinlich wohl der Ceremonie nicht beiwohnen; ſie möchten es aber immer thun, denn es ſey doch keine ſchlimme Sache, von einem alten Manne geſegnet zu werden. —

Das öffentliche Leben der alten Römer.

Das glänzendſte in dem Leben der alten Römer waren die Komitien, wo das Volk ſich auf dem Marsfelde verſammelte, um über die wichtigſten Angelegenheiten der Republik durch die Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden.

Da es nun keine wichtigere Angelegenheit eines Freiſtaates geben kann, als die Regierung durch ſich ſelber, ſo mußte auch die Auswahl derjenigen Perſonen aus ſeinem Mittel, denen er ſich auf eine gewiſſe Zeit unterordnete, unter allen Verhandlungen des Volks die größte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Da nun die obrigkeitliche Würde größtentheils nicht länger als ein Jahr dauerte, ſo mußte durch die jährliche Wiederbeſetzung derſelben, durch freie Wahl, das öffentliche Leben eine immer zunehmende Elaſtizität erhalten.

Die Kräfte wurden gleichſam mit ſich ſelbſt vervielfältigt; jeder wiederkehrende Zeitraum wurde ein für ſich beſtehendes Ganze, bis jedes Jahr zulezt, mit dem erſtaunlichen Anwuchs der Macht des römiſchen Volks, an Thaten zu einem Jahrhundert wurde.

So wie alljährlich die großen Rollen wechſelten, verjüngte ſich das öffentliche Leben, und ſchöpfte neue Thatkraft aus ſich ſelbſt. Man könnte ſagen, daß die wachſende Blume der römiſchen Herrlichkeit bei dieſem jährlichen Wechſel der glänzendſten Dinge, ſich gleichſam zuſammenſchloß, um ſich deſto prachtvoller wieder zu eröfnen.

Die Komitien, wo die Konſulwürde ſelbſt aufs neue wieder beſezt wurde, waren unter allen die glänzendſten — da war gleichſam die vollſte Blüthe des öffentlichen Lebens, wo ein freies Volk ſein unabhängiges Daſeyn ſich jedesmal ſinnlich vor's Auge brachte.

Das ganze Volk in ſeinen hundert drei und neunzig Abtheilungen erſchien bewafnet bei dieſen Komitien, und überſahe ſich ſelber nach Zahl und Gewicht — denn durch den Cenſus oder die Volksſchäzung war Vermögen, Wohnung, Kinder u. ſ. w. auf das genaueſte bezeichnet.

Die Kandidaten zu den obrigkeitlichen Würden, in ihren weißen glänzenden Kleidern, ſtanden auf den Anhöhen, vor dem collis hortulorum, wo jezt die große Treppe nach Trinita di Monte hinaufgeht, und zeigten ſich dem verſammelten Volke auf dem Marsfelde.

Rom, den 24. Julii.

Italiäniſche Sprichwörter.

Der Eſel iſt in Italien ein bedeutendes Thier — eine Menge Sprichwörter ſind von ihm hergenommen.

Unſer: Noth bricht Eiſen, heißt im Italiäniſchen: la neceſſita fa trottare l' aſino, die Noth macht ſelbſt den Eſel traben.

Daß aber auch eine erzwungene Anſtrengung nicht von langer Dauer iſt, wird wiederum ſehr bedeutend durch das Sprichwort vom Eſel bezeichnet: il trotto d' aſino dura poco, der Trab des Eſels währt nicht lange.

Unſer: wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, u. ſ. w. heißt im Italiäniſchen: quando il mulino é ſerrato, gli aſini treſcano, wenn die Mühle zugeſchloſſen iſt, ſo ſpringen die Eſel —

Weil in Italien die Gewohnheit iſt, daß der Eſeltreiber immer mit einem ſpitzigen Stecken hinterhergeht, und das Thier antreibt, ſo ſchreibt ſich daher auch ein Sprichwort, welches ohngefehr ſo viel ſagen will, als unſer Noth bricht Eiſen:

aſino punto convien che trotti, der geſtochene Eſel muß wohl traben.

Die folgenden Sprichwörter im Italiäniſchen drücken den Begriff weit milder, als die ähnlichen Redensarten im Deutſchen, aus:

Chi entra mallevadore, entra pagatore, wer als Bürge eingeht, geht auch als Zahler ein; dagegen ſticht unſer hartes und grauſames: den Bürgen ſoll man würgen, ſehr auffallend ab.

Speroni propri, e cavalli d'altri fanno corti le miglia, eigne Sporen und fremdes Pferd, macht die Meilen kurz, welches ebenfalls den Begriff weit milder bezeichnet, als unſer grauſames: aus andrer Häuten iſt gut Riemen ſchneiden.

Um zu bezeichnen, daß mit jeder Annehmlichkeit zugleich eine Unannehmlichkeit verknüpft ſey, giebt es im Italiäniſchen ein ſehr ausdruckvolles Sprichwort: ogni carne ha il ſuo oſſo, jedes Fleiſch hat ſeine Knochen.

Unſer ſich nach der Decke ſtrecken, iſt ſehr artig im Italiäniſchen ausgedrückt: fare il paſſo ſecondo la gamba, den Schritt nach dem Beine machen — weil das Bein nicht weiter ſchreiten kann, als es lang iſt, ſo iſt der Begriff faſt noch treffender, als im Deutſchen, durch dieſes Sprichwort bezeichnet.

Sehr karakteriſtiſch wird die religiöſe Furcht bezeichnet: ſcherza coi fanti, e laſcia ſtar ſanti, ſpiele mit den Kindern, und laß die Heiligen in Ruhe.

Gerade die beiden Dinge, welche am meiſten dem Zufall ausgeſetzt ſind, werden durch ein Sprichwort einer feſten Vorherbeſtimmung zugeſchrieben: nozze e magiſtrati ſono da Dio deſtinati, Hochzeiten und obrigkeitliche Würden ſind von Gott vorherbeſtimmt.

Sehr bezeichnend in Anſehung der Trägheit, als eines Karakterzugs bei dem Italiäner, iſt auch das chi va piano, va ſano; chi va preſto, more leſto; wer langſam geht, geht wohl, wer ſchnell geht, eilt zum Tode.

Und das Vergnügen am Uebervortheilen und Ueberliſten: con arte e con inganno, ſi vive mezzo l'anno, con Inganno e con arte, ſi vive l'altra parte, mit Betrug und Liſt lebt man das halbe Jahr, mit Liſt und Betrug die andre Hälfte.

Dies Sprichwort hat viele Aehnlichkeit mit dem witzigen Einfall eines Pabſtes, der, als er zum erſtenmale auf dem Balkon der Peterskirche den Segen ertheilte, über die Menge Volk erſtaunte, und fragte, wovon ſie lebten? Sie betrügen einer den andern, erwiederte ein Prälat; ed io tutti quanti, und ich alle insgeſamt! verſetzte der Pabſt, indem er die Hände aufhob, um den Segen zu ertheilen.

Unſer: weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über, iſt im Italiäniſchen durch einen artigen Gegenſatz ausgedrückt:. chi ha nel petto fiele, non puo ſputar miele, wer im Herzen Galle hat, aus deſſen Munde kann nicht Honig träufen.

Auch der alte römiſche Stolz lebt noch in einem Sprichworte: Il Romano non é vinto, ſe non é ſepolto, den Römer überwindet nur das Grab. —

Unſer: Gewalt geht vor Recht, iſt etwas ſchmutzig ausgedrückt, durch la forza caca ſopra la ragione, die Gewalt . . . . auf das Recht.

Ein ſonderbares grammatikaliſches Sprichwort iſt auch das folgende, wodurch unſer: ſagen und thun iſt zweierlei, ausgedrückt wird: I fatti ſono maſchj, e le parole femine, ſind die Thaten generis maſculini, die Worte generis feminini. Die Uebereinſtimmung zwiſchen der grammatikaliſchen Form und der wörtlichen Bedeutung der Worte macht hier ein artiges Ideenſpiel. —

Pallaſt Farneſe.

Man kann wohl behaupten, daß dieſer Pallaſt das ſchönſte moderne Gebäude in der Welt ſey — Pabſt Paul der achte ließ das Koloſſäum zur Hälfte zerſtören, um dieſen Pallaſt aufzubauen, und Michel Angelo zeigte auch hier ſeinen großen Geiſt, indem er dieſe koſtbaren Materialien zu einer ſo ſchönen und edlen Maſſe wieder ordnete, welche durch ihre Verhältniſſe und ihren Umfang Aug' und Seele füllt, und den Charakter eines Gebäudes in ſeiner ganzen Majeſtät ausdrückt.

Vor dem Pallaſte iſt ein ſchöner freier Platz, der die völlige Anſicht und Ueberſicht deſſelben verſtattet.

Zwei Springbrunnen ergießen ſich in ungeheure Schalen von Granit, welche aus den Bädern des Titus hieher gebracht, und eine koſtbare Zierde dieſes Platzes ſind.

Die Außenſeite des Pallaſtes macht den ſchönſten Anblick; die Bogengänge im Innern des Hofes aber geben ein dunkles und gedrücktes Anſehen.

In einem der Säle des Pallaſtes befindet ſich die ſogenannte Gallerie des Hannibal Caracci, eine Anzahl Gemählde in Fresko, woran dieſer Meiſter acht Jahre arbeitete.

In der Mitte am Gewölbe iſt Ariadne und Bachus in Begleitung von Bachantinnen, Faunen und Satyrn dargeſtellt —

Ferner, Pan, der die Wolle ſeiner Heerde der Diana opfert — Merkur, der dem Paris den goldnen Apfel bringt — Ein Triton, der die Galathee umſchlungen hält —

Aurora, die den Orpheus, Apollo, der den Hyacynth, der Adler des Jupiter, der den Ganymed entführt —

Auf der einen Ecke des Gewölbes Polyphem, der Galathea ein Lied vorſpielend, auf der andern den Acis mit einem Felſenſtücke werfend —

Juno, die ſich mit dem Gürtel der Venus dem Bette des Jupiter nähert, und Diana, den Endymion liebkoſend. Herkules in den Kleidern der

Omphale — Anchiſes, der Venus den Kothurn abziehend. —

An dem einen Ende, wie Perſeus die Andromeda vom Felſen erlöſet; am andern Ende, wie er den Phineus mit ſeinen Gefährten durch das Haupt der Meduſa in Stein verwandelt —

Dies Verzeichniß iſt nicht unbedeutend, weil man daraus ſieht, wie der Künſtler durch alle dieſe mythologiſche Dichtungen einen einzigen Gedanken auszuſprechen ſuchte: die Macht der Liebe.

Verzierungen.

Aus dem Grundſatze des Iſolirens, des Heraushebens aus der Maſſe, laſſen ſich die Ornamente am natürlichſten erklären.

Warum verſchönert der Rahmen ein Gemählde, als weil man es iſolirt, aus dem Zuſammenhange der umgebenden Dinge ſondert.

Die Schönheit des Rahmens, und die Schönheit des Bildes fließen aus ein und demſelben Grundſatze. — Das Bild ſtellt etwas in ſich Vollendetes dar; der Rahmen umgrenzt wieder das in ſich Vollendete. Er erweitert ſich nach außen zu, ſo daß wir gleichſam ſtufenweiſe in das innere Heiligthum blicken, welches durch dieſe Umgrenzung ſchimmert.

Durch den Werth und Umfang des Gemähldes zeichnet die Grenzlinie ſich von ſelber, wo der Rahmen ein plumpes überladenes Anſehen erhalten, und das Ganze dadurch wie erdrückt ſcheinen würde.

So wie der Rahmen am Gemählde, ſind die Einfaſſungen überhaupt, durch die Idee des Iſolirens oder Heraushebens aus der Maſſe zu Verzierungen geworden; der Saum und die Bordirung am Gewande; der Purpurſtreif auf der Toga der alten Römer; der Ring am Finger; und um das Haupt die Krone und das Diadem.

Menſchliche und thieriſche Bildung.

In der menſchlichen Form iſt bei der größten Mannichfaltigkeit die größte Einheit. — Alle Thiergeſtalten ſind gleichſam nur Abarten oder Spielarten von der menſchlichen Form.

Allenthalben iſt Leib und Kopf; aber nirgends alles übrige, ſo auf den Kopf und das Auge hindeutend, wie bei dem Menſchen. —

Bei dem Menſchen iſt das Haupt die Vollendung des Ganzen, und alles übrige weiſt darauf hin — alles übrige iſt dazu gleichſam die Stufenleiter —

Bei dem Thiere bücket ſich das Haupt zur Erde, und dient dem Körper nur, um ihn mit Nahrung zu verſorgen —

Bei dem Menſchen iſt der ganze übrige Körper dem Haupte dienſtbar.

Demohngeachtet nimmt die Kunſt in einzelnen Theilen zu der Thierwelt ihre Zuflucht, um ihre Bildungen zu verſchönern — Jupiters Haupt ſchüttelt die Löwenmähne — und auf der Schulter eines Herkules ſtrebt der Nacken des Stiers empor.

Rom, den 3. Aug.

Raphaels Logen.

Eine der reizendſten Darſtellungen iſt, wie die Tochter des Pharao den künftigen Heerführer der Iſraeliten als ein hülfloſes Kind am Ufer findet.

Dieſe Darſtellung iſt eben deswegen ſo ſchön, weil ſie ſo menſchlich, und auch ohne alle Geſchichte gleich jedem Auge und Herzen verſtändlich iſt.

Die Prinzeſſinn mit ihren Begleiterinnen ſteht am Ufer, und ſie ſchauen liebevoll und neugierig auf das lächelnde Kind herab, zu dem ſie ſich, um es aufzuheben, hinunterbücken. —

Die Arabesken in Raphaels Logen.

Der Ausſpruch des Horaz:

> „Mahlern und Dichtern war von jeher alles zu
> „wagen erlaubt“

ſcheint in den Arabesken das herrſchende Geſetz zu ſeyn.

Zu den Zeiten des Auguſts lebte ſchon ein gewiſſer Ludius in Rom, der, wie der ältere Plinius erzählt, zuerſt die Wände der Zimmer mit kleinen Landſchaften bemahlte, wo laſttragende aufgeſchürzte Frauen durch Sümpfe wadeten, und ſich fürchteten zu fallen, und dergleichen ſonderbare Gegenſtände mehr, welche von dem Ernſt der alten Kunſt abwichen.

Vitruv eifert dagegen, als gegen einen unverzeihlichen Mißbrauch der Kunſt; die Alten, ſagt er, nahmen den Stoff zu ihrer Mahlerei von wahren und ernſten Gegenſtänden —

Die Neuern pflanzen ein dünnes Rohr anſtatt der Säulen hin — ſie ſtellen auf langen Leuchtern ſtehende Figuren dar — zarte, in ſich gewundene Stengel ſchießen hervor, auf denen phantaſtiſche Weſen tanzen, wovon man nicht weiß, wie ſie dahin kommen. — Aus den Blumen wachſen Köpfe, die halb Menſchen halb Thieren ähnlich ſind, u. ſ. w.

Alle dieſe Deklamationen der Kunſtverſtändigen aber halfen nichts, da die Phantaſie einmal zu ſpielen geneigt war.

Unter dem Pabſt Leo dem zehnten wurden zuerſt, in den Ruinen von dem Pallaſt und den Bädern des Titus, die mit enkauſtiſchen Mahlereien verzierte Wände wieder aufgefunden. Und alles lief nun plötzlich zu, und bewunderte. Raphael mit ſeinem Schüler Johann von Udino kam auch dahin, und man giebt ihm Schuld, daß er hier von der alten

Mahlerei verſchiedenes vernichtet habe, um ſich das Verdienſt der neuen Erfindung davon zuzueignen.

Dies war nun für die Neuerungs- und Modeſucht und für den ſpielenden Geſchmack ein erwünſchter Fund. —

Es entſtand ein neuer Zweig der Kunſt, der durch den Zufall, daß in verſchütteten unterirdiſchen Wohnungen oder Grotten dieſe muthwilligen Spiele der Phantaſie wieder aufgefunden wurden, ſeine Benennung des Grotesken erhielt, welche Benennung nachher zu einem allgemeinen Kunſtwort wurde, die auch zu einer beſondern Unterſcheidung des Komiſchen überhaupt dienen mußte, das man nun da, wo es ins Poſſierliche und Phantaſtiſche fällt, das Groteske Komiſche nennt. —

Die Logen oder auswendigen gewölbten Gänge, welche in dem innern Hofe des vatikaniſchen Pallaſtes um den obern Stock laufen, waren von Bramante unvollendet geblieben, und Raphael verzierte nun die vierzehn Pfeiler, welche die dreizehn Gewölbe in dieſen Logen unterſtützen.

Thiere — Maſken — Laubwerk — Kameen — Vaſen — Trophäen — Sirenen — Termen und Terminetten — Satyren — kleine Schilde — Geſimswerke — Pavillons — Waffen — Inſekten — u. ſ. w. befinden ſich in dieſen Zuſammenſetzungen in der wunderbarſten Miſchung. —

Demohngeachtet reihet ſich auch hier noch alles zu einer gewiſſen Einheit — Es iſt gleichſam die Stufenleiter der Weſen, die man hier hinaufſteigt — ein ſchönes Labyrinth, worin das Auge ſich verliert —

Nur muß man ſich wohl hüten, dieſe Zuſammenfügung wie eine Art von Hieroglyphen zu betrachten, wo man alles deuten will — in einigen dieſer Zuſammenſetzungen entdeckt ſich wohl eine Art von Plan — Vieles aber iſt auch bloß ein Werk der Laune, wo ſchlechterdings keine Ausdeutung weiter möglich iſt, ſondern die muthwilligen Spiele der Phantaſie ſich blos um ſich ſelber drehen —

Es iſt das Weſen der Zierde ſelbſt, die ſich an kein Geſetz bindet, weil ſie keinen Zweck hat, als den, zu vergnügen. —

Spielarten des Geſchmacks.

Bei den Spielarten des Geſchmacks herrſcht die Mannichfaltigkeit über die Einheit, bei dem ächten Geſchmack iſt die Mannichfaltigkeit der Einheit untergeordnet.

Durchbrochene und eingelegte Arbeit, Moſaiken, Groteskeu, und Arabesken, ſind Spielarten des Geſchmacks, wo die Mannichfaltigkeit das herrſchende und die Einheit ihr untergeordnet iſt.

Man kann wohl behaupten, daß die Peterskirche ſelbſt eine Spielart des Geſchmacks im Großen iſt; es iſt eine Rieſenidee, ein Pantheon in der Luft zu erhöhen — aber die Vernunft ſieht keinen Zweck davon ein. —

Der ganze untere Theil iſt entweder nur wie ein Gerüſt zu dem obern zu betrachten, oder der obere Theil, die Kuppel ſelbſt, bleibt immer ein überflüſſiger Aufſatz zu dem untern.

Beim Anblick des mayländiſchen Doms weiß man kaum, ob man dies Gebäude nicht vielmehr wie eine aufgethürmte Stadt, als wie ein Gebäude betrachten ſoll — unzählige Gipfelchen und Thürmchen, wie lauter kleine Häuſer, ſtreben aus der ungeheuren Maſſe empor, und nur durch den mittelſten höchſten Gipfel erhält das Ganze eine Art von Vereinigungspunkt.

Allegorie.

Die ſpielenden Allegorieen ſind gleichſam nur wie eine Art von erklärender Sprache — ſie ſind gleichſam eine Unterſchrift unter das Hauptgemählde, die aber an ſich ſelber, wenn ſie auch z. B. nicht die Macht der Liebe allegoriſch andeutete, doch eine Reihe ſehr angenehmer Darſtellungen ausmachen würde.

So ſpielen Amoretten in den Feldern unter den Hauptgemählden von den Ereigniſſen der Pſyche, in der Farneſine, mit den Attributen der höhern Götter:

Mit dem Donnerkeil des Jupiter;
Mit dem Dreizak des Neptun;
Mit dem Zweizak des Pluto und dem Cerberus;
Mit den Waffen des Kriegesgottes;
Mit Köcher und Bogen des Apollo;
Mit dem Stabe des Merkur;
Mit der Flöte des Pan;
Mit Zange und Hammer des Vulkan;
Mit der Keule des Herkules.

Die Hauptgemählde

haben folgenden Inhalt:

Venus zeigt dem Amor die Pſyche, auf die er zielt —

Amor zeigt die Pſyche den Grazien —

Venus beklagt ſich bei der Juno und der Ceres, daß ſie die Pſyche verbergen.

Venus fährt in ihren mit Tauben beſpannten Wagen zum Jupiter.

Sie bittet den Jupiter um die Strafe der Pſyche.

Merkur begiebt ſich auf den Weg, um die Befehle des Jupiter zu vollziehen.

Pſyche bringt die Büchſe der Proſerpina.

Sie überreicht die Büchſe der verwunderten Venus.

Jupiter giebt ſeine Einwilligung dem Amor, ſich mit der Pſyche zu vermählen. Pſyche wird vom Merkur zum Himmel emporgetragen.

Zwei große Gemählde folgen nun:

Venus und Amor tragen ihren Streit in der Verſammlung der Götter vor, und Merkur überreicht der Pſyche den Göttertrank.

Die Hochzeit des Amor und der Pſyche wird durch ein Göttermahl gefeiert — die Grazien träufeln Balſam auf die Neuvermählten — Die Horen ſtreuen Blumen über die Tafel aus; und die verſöhnte Venus ſelbſt führt tanzend den Chor der Muſen an.

Kapitolium.

Beim Eingange auf den Hof der Konſervatoren, wo man ehemals zu dem Tempel des Kapitoliniſchen Jupiters hinaufſtieg, ſteht jezt die Inſchrift:

Capitolium praecipuum Jovi olim conſecratum, nunc vero Deo; u. ſ. w.

Das Kapitol, ehemals dem Jupiter geheiligt, und nun dem wahren Gott!

Man ſteigt nun eine grünbewachſene breite Treppe hinauf, und es iſt ſehr täuſchend, wenn man an den Seitenwänden die Basreliefs erblickt, wo noch der Tempel des kapitoliniſchen Jupiters, welcher ehemals auf dieſem Fleck ſtand, abgebildet iſt, mit dem Opfer, das in dieſem Tempel für die öffentliche Wohlfahrt Roms den Göttern dargebracht wurde.

Servius Tullius fing das Kapitolium an zu bauen — Tarquinius Superbus vollendete es — nach vierhundert Jahren brannte es ab — Sylla ließ es wieder bauen, und Katulus Lutatius vollendete es.

Unter dem Vitellius brannte es wieder ab, und Domitian ſtellte es wieder her. — Das neue Kapitolium nun hat der Pabſt Bonifacius der neunte errichten laſſen, und das Hauptgebäude iſt die Wohnung des jezigen einzigen römiſchen Senators. — Unten iſt das Stadtgefängniß, wo auch die Schuldner ſitzen — ſie reichen an einer langen Stange einen Beutel aus dem Gitterfenſter, und flehen die Vorübergehenden um ein Allmoſen an. —

Rom, den 12. Aug.

Eſquiliniſcher Hügel.

Der Weg von der Kolonna Trajana auf den Eſquiliniſchen Hügel iſt noch jezt wegen der Fleiſchſcharren und der Eßwaaren, die da verkauft werden, eine der ſchmuzigſten Gegenden in der Stadt Rom.

Der Dichter Martial hatte einen Patron, der auf dem Eſquiliniſchen Berge wohnte.

Er beklagt ſich, daß er, wenn er ſeinen hohen Gönner beſuchte,

„ſich den hohen Weg des vorſtädtiſchen Hügels hin„auf arbeiten müſſe, wo die ſchmuzigen feuchten „Steine keinen ſichern Schritt thun ließen, und wo „man ſich durch die langen Züge der Mauleſel erſt „durchdrängen müſſe.“

Zufälliger Weiſe iſt dies nun alles wieder eben ſo, und die Beſchreibung Martials paßt noch jezt, ſo wie damals, auf denſelben Fleck. — Nur daß es jezt auf dem Eſquiliniſchen Hügel keine Palläſte der Vornehmen und Reichen mehr giebt, ſondern, außer ein paar Klöſtern, iſt dieſe ganze Anhöhe jezt mit Weinbergen und Ruinen bedeckt.

Martial ſelbſt wohnte, als er dieſes ſchrieb, nicht weit vom Kapitolium, nach dem Tiburtiniſchen Thore zu, bei der Porta Tiburtina, wo der ländlichen Flora ein Tempel erbaut war.

Mauſoleen.

Das Mauſoleum des Hadrians am jenſeitigen Ufer der Tiber, welches jezt, in die Engelsburg verwandelt, die Baſtille der Stadt Rom geworden iſt; ſchräg gegenüber das Mauſoleum des Auguſtus am dieſſeitigen Ufer der Tiber, wovon nur noch die untern Mauern ſtehn, und in welchen jezt die Stiergefechte gehalten werden; müſſen, da ſie noch in aller ihrer erhabenen Pracht gegen einander über ſtehend, ſich in den Wellen der Tiber beſchauten, einen großen und majeſtätiſchen Anblick gewährt haben, der dem Dichter Martial die folgenden beiden Zeilen eingab:

„Dieſe Mauſoleen gebieten uns zu leben,
„Weil ſie lehren, daß auch Götter ſterben!“

Ausſicht von der Peterskuppel.

Von dem kleinen Geländer der Laterne blicke ich auf die Kuppel herunter; ihre ungeheuren Reiſſen erſtrecken ſich dicht bis zu meinen Füßen hin — in der Ferne vor mir ſehe ich das

Meer — zur Rechten den Sorakte — die Villa Millini mit ihrem dunkeln Cypreſſenhaine — längs dem Ufer der gelben Tiber die lange Allee von Bäumen bis nach dem Pons Milvius. —

In der Nähe den Vatikaniſchen Garten mit dem dunklen Bosket, und den Springbrunnen darin — vor mir die Mauern von Rom, mit Gärten und Hügeln umgeben — zur Linken die Villa Pamphili, mit einer Fortſetzung von Gärten und Hügeln bis ans Meer —

Zu meinen Füßen blicke ich auf das Dach der Peterskirche; ich ſehe hier die arbeitenden Leute — tief unten rundet ſich der Petersplatz in ſeiner ſchönen Krümmung, wo ſich die Säulen der prächtigen Kolonnade wie Pünktchen ſtellen, und die ſchnellfahrenden Kutſchen ganz langſam auf dem tiefen Boden fortzukriechen ſcheinen — wie ein Miniaturgemählde ſtellt ſich die Engelsburg mit der Brücke dar — zur Rechten ſehe ich den größten, zur linken den kleinſten Theil von der Stadt vor mir, gerade in der Figur, wie auf dem Grundriß, wovon auf dieſer Anhöhe die Stadt an ſich ſelber ein ganz ähnliches Bild in meinem Auge entwirft; ſo ſehr verkleinert ſich alles, und wird einer Darſtellung im verjüngten Maaßſtabe ähnlich. — Dort lagert ſich Tivoli in den Bergen, wie ein weißer Streif — hier blicke ich mitten durch die Berge ins Freie — zur Rechten ſteigt Fraskati den tuskulaniſchen Hügel ſanft hinauf. —

Rom, den 20. September.

Spaziergang an der Tiber.

Zweimal ſah ich die Ufer der Tiber grünen — jezt welken die Blätter wieder — der Himmel iſt trübe, und der dunkle Cypreſſenhain auf dem Monte Mario ſchaut ernſt und feierlich in die gelbe Fluth hinunter —

Fluth und Zeit rollen unaufhaltſam vor mir vorbei; aber ich ſtehe noch feſt, und blicke in die Zukunft; mir ſagt mein inneres Gefühl, daß dieſer mächtige Wirbel des alles verſchlingenden Wechſels dieſen Stamm, worauf ich wachſe, noch nicht umreißen, und ſeine Wurzel auch nicht aus ihrer Grundfeſte löſen wird. —

Ich faſſe das Schnellvorübergehende auf, und mache es mir zum bleibenden Eigenthum, das Zeit und Zufall mir nicht rauben kann!

Marsfeld.

Hier wohne ich in der kleinen Nebenſtraße Borgognona, auf dem alten Marsfelde, gerade da wo die Septa waren, innerhalb welcher die Wahl der Konſuln und übrigen obrigkeitlichen Perſonen vollzogen wurde.

So oft ich die ſanfte Anhöhe und den ſchönen breiten Weg von Monte Kavallo, oder dem Quirinaliſchen Berge, in dieſe Vertiefung, wo das alte Marsfeld war, hinunterſteige, denke ich mir lebhaft die Worte, die ſo oft im Livius vorkommen:

populus deſcendebat in campum Martium —
das Volk ſtieg in das Marsfeld hinab. —

Dies waren die herrlichſten Tage, das höchſte Leben der alten Römer — das höchſte Spiel der menſchlichen Leidenſchaften und der menſchlichen Thätigkeit entwickelte ſich hier, welches noch jezt von der Einbildungskraft zurückgerufen, den Muth anfeuert und den Geiſt belebt.

Nun ſitze ich hier in meinem Stübchen in einer ſchmalen Straße, die dahin gebaut iſt, und während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, ertönt das friedliche Ave Maria unter meinem Fenſter.

Kunſterwerb.

Ein einträglicher Erwerbszweig für die mittelmäßigen Mahler waren bei den alten Römern die Gemählde von Schiffbrüchen, welche in dem Tempel der Iſis aufgehängt wurden.

Ein ſolches redendes Gemählde wurde von dem Unglücklichen, der das Mitleid ſeiner Brüder erflehen wollte, nur vorgezeigt, und er durfte ſeinen Mund nicht öffnen, um ſeine Noth zu klagen.

Dann wurde dies Gemählde in einem der Tempel aufgehängt, um den Göttern für die glückliche Errettung zu danken.

Der Dichter Juvenal ſagt daher von den Mahlern:

Pictores quis neſcit ab Iſide paſci?

Wer weiß nicht, daß die Mahler ſich von der Iſis nähren?

Was nun damals von der Iſis galt, das gilt jezt von der Madonna und der heiligen Familie, wovon ſich ſo mancher Mahler ernährt, der für Kirchen, Klöſter und andächtige Privatperſonen dieſe Gegenſtände immer wieder darſtellt, worin er denn zulezt, ſo wie die alten Mahler beim Schiffbruch, eine Art von mechaniſcher Fertigkeit erlangt.

Ein Opferfeſt der alten Römer.

Der Dichter Juvenal bezeugt ſein Entzücken über die Wiederkunft ſeines Freundes in folgenden ſchönen Zeilen:

„Hängt Kränze in dem Tempel auf! Be„ſtreut die Meſſer mit Mehl und Salz; und ſchmückt „den Heerd und den grünen Raſen!“

„Ich werde euch folgen, und nach vollbrach„tem Opfer eile ich dann nach Hauſe, um die „kleinen Götterbilder von zerbrechlichem Wachs „mit zarten Kränzen zu ſchmücken.“ —

„Da will ich unſern Zevs verehren; meinen „väterlichen Hausgöttern Weihrauch ſtreuen, und „alle Farben von Violen miſchen; alles ſoll glän„zen; mit grünen Zweigen ſey die Thüre ge„ſchmückt; die feſtlichen Kränze aufgehängt!“. —

Rom, den 23. September.

Palatiniſcher Berg.

Am reizendſten iſt die Ausſicht in den alten Cirkus Maximus, der in einem Thale zwiſchen dem Palatiniſchen und Aventiniſchen Berge liegt, und jezt mit Gartenbeeten bedeckt iſt, aber noch ganz ſeine alte Form und Umfang beibehalten hat.

Unter den Ruinen ſieht man hier zur Linken die Paláſtra, welche faſt die Form eines Cirkus hat; ein großes Halbgewölbe, und weiter unten die Ruinen von der Loge für die Kaiſer, aus welcher ſie den Schauſpielen im Cirkus zuſahen.

Zur Rechten iſt die Tiber; in der Ferne ſieht man die Pyramide des Ceſtius — und nach dem Forum zu den álteſten Plaz von Rom, wo der alte Feigenbaum ſtand, der ſo lange erhalten wurde, unter dem die Wölfin, nach der alten Sage, den Romulus und Remus geſäugt haben ſollte; Hier war auch das Velabrum, wo man mit Kähnen fahren mußte, weil die Tiber das Ufer überſchwemmt hatte, welcher Plaz noch jezt in velabro benannt wird.

Sabiner Gebürge.

Ich habe nun eine kleine Reiſe in die Sabinergebirge gemacht, und den Ausſpruch des Martial beſtätigt gefunden:

„Wenn du den Sommer in Trebula (jezt monte Leone) tiefer in den Sabinergebirgen zubringſt, ſo kannſt du Tibur ſelbſt ſchon zu dem Winteraufenthalte wählen.“

Die Kälte nimmt merklich zu, ſo wie man nur wenige Miglien tiefer ins Gebirge reiſt; und man kann daher wohl ſagen, daß man ſich jedes Klima und jede Jahrszeit hier ſelbſt nach Gefallen wählen kann, welches die alten Römer zu der Zeit ihres größten Reichthums auch wohl benutzten, wo ſie in allen dieſen Gegenden Landhäuſer hatten, und, wie Kraniche, von einem zum andern zogen, ſo wie die zu rauhe oder zu heiße Witterung ſie aus einem Aufenthalt verſcheuchte.

Architekten.

Es iſt merkwürdig, daß die größten Baumeiſter in Italien zugleich in den höhern Künſten berühmte Meiſter waren, wie z. B. Michel Angelo, der als Mahler, als Bildhauer, und als Baumeiſter ein Wunder ſeiner Zeiten war.

Raphael, deſſen Werke als Baumeiſter, noch außer ſeinen Gemählden, ſeinen Ruhm verewigen; und andre mehr, welche mit der Baukunſt Mahlerei und Bildhauerkunſt verknüpft haben.

Die Nahmen der Baumeiſter an der Peterskirche ſind durch die Geſchichte dieſes großen Baues allein ſchon verewigt, und wenn irgend die Architektur in ihrer ganzen Würde geſchätzt worden iſt, ſo war es in dem neuern Rom.

Zu Martials Zeiten müſſen die Architekten in Rom in Verachtung geweſen ſeyn, wenn man nach folgenden Zeilen in einem ſeiner Sinngedichte urtheilen will:

„Wenn dein Sohn einen harten Kopf hat, „und du willſt ihn doch etwas Einträgliches leh„ren laſſen, ſo mache ihn zum Ausrufer — oder „zum Architekten!“

Denkende Künſtler.

Da bei der Mahlerei ſo ſehr viel auf der Ausführung beruhet, und der unterliegende Gedanke bei den vortreflichſten Zuſammenſetzungen im Grunde nur Nebenſache bleibt, ſo ſcheint es keiner der größten Lobſprüche zu ſeyn, die man einem Künſtler beilegen kann, wenn man ihn einen denkenden Künſtler nennt, obgleich dieſe Eigenſchaft an ſich immer ihren Werth behält.

Eines der feinſten Sinngedichte des Martial iſt daher das auf einen denkenden Künſtler, der in der Ausführung nicht ſo glücklich, als in der Idee war:

„Dem Dienſt der Minerva gewidmet, o Artemidor,
„Haſt du die Venus gemahlt;
„Und wunderſt dich, daß dein Werk mißfällt.“

Hierzu kommt noch die mythologiſche Idee von der Eiferſucht zwiſchen dieſen beiden Göttinnen, die ſich von dem Apfel des Paris herſchrieb, und wodurch die Darſtellung in dieſen Zeilen einen noch lebhafteren Reiz erhält.

Juden in Rom.

In dem Ghetto an der Tiber ſind ſie mit zwei Thoren eingeſchloſſen, und wohnen in hochgebauten ſchmalen Häuſern, und ſchmalen ſchmutzigen Straßen, ſo enge wie möglich zuſammengedrängt.

Sie haben unter ſich ihre eignen Schuſter, Schneider, Tiſchler, Schmide, u. ſ. w., und es herrſcht in dieſer kleinen jüdiſchen Welt eine auſſerordentliche Lebhaftigkeit.

Durch Phyſiognomie und Sprache unterſcheiden ſich die Juden hier lange nicht ſo ſehr, wie anderwärts, von den übrigen Einwohnern; welches vielleicht daher kommt, weil die Italiäner ſelbſt in Phyſiognomie und Accent etwas Jüdiſches haben, oder wenigſtens nicht ſo ſehr als die Deutſchen, in Anſehung des ſchlauen und liſtigen Blickes, von dieſen Antipoden ihres Glaubens abweichen.

Reiche Juden giebt es hier, dem äußern Anſchein nach, faſt gar nicht; indeß ſieht man doch am Sabbath die Einwohner aus dem Ghetto in feſtlichen Kleidern in den Straßen von Rom, aus der Porta Pia u. ſ. w. ſpazieren gehen; auch ſcheinen ſie mit ihrem hieſigen Zuſtande, ſo beſchränkt er iſt, nicht unzufrieden zu ſeyn.

Eine ſehr drückende Laſt, die ſie ſchon lange abzukaufen gewünſcht haben, müſſen ſie ſich noch gefallen laſſen; dieſe beſteht nehmlich darin, daß ſie alle Sonntag Nachmittage eine Deputation aus ihrem Mittel nach einer chriſtlichen Kirche ſchicken müſſen, die zu dem Ende dicht am Ausgange des Ghetto gebaut iſt, und wo ſie genöthigt ſind, eine Bekehrungspredigt anzuhören, wogegen ſie ſich denn freilich, ſo gut wie möglich, die Ohren mit Baumwolle verſtopfen, aber doch alle Sontagnachmittage unausgeſetzt ihre qualenvolle Stunde hier zubringen müſſen. An der Kirche draußen ſteht eine Inſchrift, welche darauf deutet, daß dieſer Tempel dazu gebaut ſey, um das verſtockte Volk Iſrael wieder zu der Erkenntniß ſeines wahren Heils zu bringen.

Der Dichter Juvenal beſchreibt in einer ſeiner Satyren die Juden in dem alten Rom, und erzählt, wie ſie die übrigen Römer mit ihrem Aberglauben anſteckten:

„Die Kinder werden abergläubiſch, wenn es
„die Väter ſind — die den Juden nachbeten, wel-
„che den Sabbath beobachten, nichts als die Wol-
„ken und den Himmel anbeten, Schweinefleiſch
„und Menſchenfleiſch für einerlei halten, die rö-
„miſchen Geſetze verachten, und das Recht lernen,
„was Moſes in geheimnißvollen Büchern überlie-
„fert hat.

Die klaſſiſchen Autoren in Taſchenformat.

Auf dem Korſo ſtehen an den Erhöhungen auf der Seite die Bücherhändler mit ihrem Vorrath aus. — Man kauft hier die klaſſiſchen Autoren, die immer in großer Anzahl ſchon eingebunden vorhanden ſind, um ein geringes Geld.

Schon die alten Römer liebten ſolche kleine Ausgaben ihrer klaſſiſchen Schriftſteller.

„Welche kleine Hülle umfaßt den unendlichen
Maro!

„Seine Züge enthält die erſte Seite des Buchs.“

ſagt der Dichter Martial von einem Exemplar des Virgil; und eben dieſe Worte zieren als Inſchrift eine kleine Taſchenausgabe dieſes Dichters, die ich mir jezt gekauft habe.

Eben ſo beſchreibt ein Dichter eine kleine Ausgabe des Livius:

„Ein wenig Pergament umſchließt den weitumfaſſenden Livius,
„Der meinen ganzen Bücherſchatz allein aufwiegt.“

In eine ſehr kleine Taſchenausgabe des Livius, in Pergament, die mir G . . . geſchenkt hat, habe ich auch dieſe Worte geſchrieben.

Rom, den 26. September.

Römerinnen.

Io ſono Romana! iſt noch jezt ein triumphirender Ausdruck bei den Römerinnen, womit ſie ſich über jedes andere Frauenzimmer wegſetzen, und wie die alten Römerinnen ihr Haupt emportragen.

Eine gebohrne Römerin hat auch gemeiniglich noch etwas Karakteriſtiſches und Erhabenes in ihren Zügen, wodurch ſie ſich von andern Italiänerinnen unterſcheidet. In ihrem Gange beſonders herrſcht Majeſtät und Würde, welches ſich gewiſſermaßen bis auf Perſonen aus der niedrigſten Klaſſe erſtreckt.

Der Dichter Martial ſagt von ſeiner Frau, die aus Bilbao in Spanien gebürtig war: ſie gebe keiner Römerinn nach, und weiche keiner, die in der Suburra gebohren ſey, und keiner, die der kapitoliniſche Hügel erzogen habe. — Hier wohnt nun jezt gerade nicht die feinſte Bildung unter dem Frauenzimmer, ſondern die gemeinſten Leute haben in dieſen Gegenden ihren Wohnſitz — der Korſo und die angrenzenden Gegenden ſind jezt vorzüglich der Sammelplatz der ſchönen Welt.

Scheibenwerfen.

Dies iſt noch jezt ein ſehr beliebtes Spiel bei den Rømern, nur daß die runde Scheibe nicht in die Luft geſchleudert, ſondern an der Erde hingerollt wird.

Wo man nur auf irgend einen großen freien Plaz kommt, ſieht man einen Haufen Männer, Greiſe und Knaben verſammelt, welche mit dieſem oder einem andern Spiele den halben Tag über beſchäftigt ſind.

Beim Scheibenwerfen ertönt das guardate! (nehmt euch in Acht!) einem ſchon von ferne entgegen; ſo wie bei den alten Römern das:

„eſte procul pueri!
„Sit ſemel ille nocens!“

„Entfernt euch, Kinder, damit nicht mehr
„wie einmal der Wurf der Scheibe tödte!“

Dies bezieht ſich nehmlich auf den unglücklichen Scheibenwurf, womit Apollo ſeinen Liebling den Hyacinth, zu den Schatten ſandte, und aus ſeiner Aſche nachher die Blumen hervorſproſſen ließ, die er mit dem himmliſchen Thau ſeiner Thränen nezte.

Rom, den 28. September.

Staatsverfaſſung des neuern Roms.

Kardinäle.

Kardinal zu werden, iſt der gröſste Sporn des Ehrgeizes in dem neuern Rom — weil hierdurch allein der Weg zu der höchſten Würde im Staate gebahnet wird.

Freilich kann aus der Zahl von ſiebenzig nur einer gewählt werden. Die Fremden, diejenigen, welche zu ſehr von einem auswärtigen Hofe abhängen, oder aus einem zu mächtigen Hauſe ſtammen, ſind ohnedem nicht wahlfähig; alſo iſt die Hoffnung ziemlich beſchränkt.

Drei Gaſſen, heiſst es in einem italiäniſchen Sprichworte, führen nach St. Peter. Die Straſse der Coronari, (Roſenkränze) der Argentieri, (der Silberarbeiter) und der Lungara (der langen Straſse.)

Dies will ſo viel ſagen, als: äuſsere Frömmigkeit, Geldaufwand, oder ſtufenweiſes Hinaufſteigen durch die geiſtlichen Aemter, welches am längſten dauert, ſind die Wege, um zum päbſtlichen Throne zu gelangen.

Die Straſse der Coronari, Argentieri und Lungara ſind nehmlich wirkliche Straſsen in

Rom, wovon dies ſonderbare Sprichwort genommen iſt.

Ein Poſten, welcher unmittelbar zur Kardinalswürde führt, heißt un poſto cardinalizio; dies ſind z. B. die päbſtlichen Nunziaturen zu Wien, Madrit und Liſſabon; die Stadthalterſchaft von Rom, die Stelle des Magiorduomo, Teſoriere, u. ſ. w.

Die Prälaten ſind nach den Kardinälen die Vornehmſten am Römiſchen Hofe, welche ſowohl die bürgerlichen als geiſtlichen Aemter bekleiden. Die Prälatur iſt die nächſte Stufe zur Kardinalswürde, wozu aber von zweihundert kaum die Hälfte gelangt.

Die meiſten Prälaten oder Stadthalter in den kleinen Städten des Kirchenſtaates pflegen ein ſolches Amt auf Lebenslang zu bekleiden.

Aus der Mitte der Kardinäle werden beſtändig die wichtigſten Staatsämter beſezt.

Der Vornehmſte iſt der Kardinal Camerlingo, welcher der päbſtlichen Kammer vorgeſezt iſt, und die Finanzen regiert; ſeine Stelle iſt der päbſtlichen Würde die nächſte; und während der Vakanz des päbſtlichen Stuhls läßt er Münzen mit ſeinem Nahmen und Wapen ſchlagen.

Der Kardinalſtaatsſekretär verſieht die auswärtigen Geſchäfte. Er führt den Briefwechſel mit den päbſtlichen Nunzien und Legaten, und hat bei dem Pabſte den Vortrag der politiſchen Sachen.

Auf dieſen folgt der Kardinal Prodatario, der ſeinen Nahmen von dem Datum führt, das er auf die Ausfertigungen zu den geiſtlichen Stellen ſetzt, welche von ihm abhängen.

Dieſer Staatsbeamte hat bei dem Pabſte den Vortrag über die Geſuche um die geiſtlichen Stellen, und über die Beſetzung derſelben.

Dann folgt der Kardinal Vikario. Er verſieht in Rom das biſchöfliche Amt des Pabſtes; er giebt den Geiſtlichen die Weihe, prüft die Pfarrer; hat die Aufſicht über die Sitten; und kann Reliquien durch ſeinen Ausſpruch für ächt erklären.

Durch den Kardinalkanzler gehen alle Briefe, welche der römiſche Hof in auswärtigen und einheimiſchen Sachen ausfertigt, und unter ihm ſtehen alle Bedienten der Kanzlei. Er bewohnt ein prachtvolles öffentliches Gebäude, welches die Cancellaria heißt.

Der oberſte Richter des Staates, an welchen von den untern Gerichten appellirt wird, iſt der Kardinal Prouditore, der nebſt dem Kardinal Kamerlingo und Kardinalſtaatsſekretär im päbſtlichen Pallaſte wohnt.

Zulezt folgt der Kardinal Segretario dé Brevi, welcher alle geringere päbſtliche Breven und Verordnungen ausfertigt, als z. B. die Diſpenſationen wegen Alter, Geſchicklichkeit, u. ſ. w. Auch dieſer Kardinal bewohnt ein eignes öffentliches Gebäude, welches dem päbſtlichen Pallaſte auf dem Monte Kavallo gegenüber liegt, und die Segretaria de' Brevi heißt.

Dies ſind die wichtigſten Staatsbedienungen in dem neuern Rom.

Wir werfen nun einen Blick auf

Das alte Rom.

In der Mitte ſtreitbarer Völker keimte es auf, und mußte bei ſeinem ſchnellen Wachsthum jeden Fuß breit Landes mit Blut erkämpfen.

Die umliegenden Völker hatten den Rücken frei; Rom aber mußte gleich vom Anfang an nach allen Seiten zu ſeine Kräfte ausbreiten, die ſich eben durch dieſe immerwährende Anſtrengung in ſich ſelbſt vervielfältigten und vermehrten.

Dazu kam das Romantiſche in dem Urſprunge dieſes Staates; und die Liebe des Volks zu ſeiner Geſchichte; der Gedanke an den beſondern Beiſtand der Götter, der von Romulus Zeiten an bei ihnen herrſchend war, und die Anhänglichkeit an dieſen Fleck des Erdbodens, der die Wiege ſo vieler großen und ruhmvollen Thaten war.

Vertheidigung und Vergrößerung drängte die Menſchen in einen Staat zuſammen, die ſonſt viel ruhiger und glücklicher in einzelnen Familien leben konnten. —

Durch den äußern Angriff in ſich zurückgedrängt, fügte ſich der Staatskörper immer feſter in einander, und wurde zum unüberwindlichen Phalanx, von welchem die feindlichen Speere wie von einer Demantburg zurückpraliten.

Vertheidigung und Vergrößerung vermehrten mit jedem kommenden Jahre die innere Macht des Staates — Von ſeinem erſten Keim an, bis auf die Zerſtörung von Karthago, war alles in im̃erwährendem Wachsthum und zunehmender Lebenskraft;

als Karthago zerſtört war, ſo verquoll das Leben, und die Blume fiel ab.

Die Staatsbürger des alten Roms.

Selbſt der Wunſch eines römiſchen Staatsbürgers, dem Staate zu nutzen, konnte nie ganz befriedigt werden; auch die beſten Abſichten hatten mit unvorhergeſehenen Mißdeutungen und unzähligen Hinderniſſen zu kämpfen. Aber eben hierdurch ſchärfte ſich ſtets das innere Triebwerk der ganzen Staatsmaſchine; denn alle Kräfte eines jeden einzelnen mußten aufgeboten werden, um ſelbſt die edelſten und uneigennützigſten Entwürfe durchzuſetzen, welche von außen oft eben ſo viel Widerſetzung fanden, als das, was offenbar zum Nachtheil des Staats gereichte.

Wenn der Staatsbürger ſelbſt das Gute nur um des Guten willen zu thun gezwungen iſt, und auf Lob oder Dank nicht rechnen kann; wenn ihm nur allein daran liegt, daß der Staatskörper, von dem er ſelbſt ein Theil iſt, in jugendlicher Kraft fortdaure, ſo kann das innere Triebwerk ſich nicht höher hinaufarbeiten; denn es iſt die höchſte Aufopferung, unter dem unverdienten Vorwurf der Ungerechtigkeit dennoch gerecht und gut zu handeln.

Die Leidenſchaften ſelber konnten ſich nur bis auf einen gewiſſen Grad entwickeln, da wo ſie ſchaden konnten, fanden ſie auch den Damm ſchon, der ſie hemmte.

Selbſt die Tugend konnte nur bis zu einem gewiſſen Punkte auf Beifall rechnen, dann mußte ſie ſich ohne Dank und ohne Belohnung äußern.

Konſuln.

Selbſt die höchſte Gewalt, und die nur ein einziges Jahr dauerte, zerfiel in zwei; man fürchtete die Einheit; nur im höchſten Nothfall nahm man zu den furchtbaren Diktaturen ſeine Zuflucht, und der Staat erzitterte in ſeinen innerſten Tiefen bis dieſe gefahrvolle Macht eines einzigen wieder ein Ende nahm.

Diktator.

Der römiſche Diktator verurtheilte den jungen Fabius zum Tode, weil er ein Treffen, in welchem er den glänzendſten Sieg davon trug, wider ſeinen Befehl geliefert hatte.

Alles verwandte ſich für den Fabius — auf ſeiner Seite ſtand die Majeſtät des Senats; die

Gunſt des Volks, der Vorſpruch der Tribunen, der Gedanke an die abweſende ſiegreiche Armee. —

Auf der andern Seite ſtand die unerbittliche Kriegeszucht, die von dem Volke übertragene unumſchränkte Gewalt, und des Diktators Ausſpruch, der den Befehlen einer Gottheit von jeher gleich geachtet wurde.

Wenn dieſe Gewalt einmal geſchwächt ſey, hieß es, ſo würde kein Soldat mehr ſeinem Centurio, kein Centurio ſeinem Tribunen, kein Tribun dem Legaten, kein Legat dem Konſul, und kein Befehlshaber der Reiterei dem Befehl ſeines Diktators mehr gehorchen.

Nun ſchwiegen die Tribunen, und das ganze römiſche Volk nahm zu Bitten und Flehen ſeine Zuflucht. Der Vater des jungen Fabius umfaßte die Kniee des Diktators, deſſen Würde er ſelber dreimal bekleidet hatte, und flehte um ſeines Sohnes Leben.

Nach einer Pauſe hub der Diktator an: Wohl denn, von der Strafe ſpreche ich ihn nicht frei, aber ich ſchenke ihn der Gnade des Volks! Lebe denn, Quintus Fabius, und ſey, wenn du willſt, mit mir ausgeſöhnt; aber dieſer Tag ſey dir ein Denkmal, dem Geſetz im Kriege und Frieden zu gehorchen, und ſeinen Strafen dich mit Gleichmuth zu unterwerfen.

Der Stadthalter von Rom — und der römiſche Senator.

Der Stadthalter von Rom bekleidet eine ſehr anſehnliche Stelle, und hat mit einem alten römiſchen Prätor einige Aehnlichkeit.

In allen Kriminalſachen, ſowohl innerhalb als außerhalb der Stadt Rom, iſt er der oberſte Richter, und hat zugleich die Aufſicht über die Polizei.

Wenn er ausfährt, hat er ſeine eigne Wache, zwei Kutſchen zum Gefolge, und man trägt den Kommandoſtab vor ihm her.

In dem Karneval muß zur Eröfnung der Maskeraden und Opern von ihm das Signal gegeben werden. Auch ſteht der Barigello, oder Hauptmann der Sbirren, unter ſeinem Befehl.

Der Stadthalter von Rom kann auf die Sittenverbeſſerung einen großen Einfluß haben. Als Spinelli noch vor Kurzem dieſen Poſten bekleidete, war eine ſolche Furcht unter dem Pöbel, daß ſie wüthend mit ihren Meſſern auf einander losgingen, und ſie friedlich wieder einſteckten, mit dem Ausdruck: ſe non foſſe Spinelli — — (wenn ein Spinelli nicht wäre, ſo — —)

Weil aber dieſer Spinelli der Regierung, welche es mit dem Volke nicht verderben will, um es auf der andern Seite wieder deſto ungeſtrafter drücken zu können, zu ſtrenge war, ſo blieb er nicht lange in ſeinem Poſten, ſondern wurde bald zur Kardinalswürde befördert, zu welcher die Stadthalterſchaft von Rom unmittelbar führt.

Wie ſehr die Polizei hier eingeſchränkt iſt, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man erwägt, wie viele Arten von Freiſtädten es für die Verbrecher giebt, die nicht nur in den Kirchen, ſondern auch in den Palläſten der meiſten Kardinäle und Abgeſandten eine ſichere Zuflucht finden.

Wie denn z. B. der ſpaniſche Platz, ob er gleich mitten in Rom liegt, dennoch nicht zum Gebiete der Stadt Rom gehört, ſondern für den, der ſich darauf flüchtet, eben ſo ſicher iſt, als ob er hundert Meilen weit von Rom entfernt wäre.

Ein ſonderbares Ehrenamt iſt noch mit der Würde des römiſchen Statthalters verknüpft, daß er nemlich auch Generaliſſimus der päbſtlichen Truppen iſt, an deren Spitze er mit ſeinem ſchwarzen

Prälatenhabit, Mantel und Krägelchen, und violetnen Strümpfen, ſteht, und die vor ihm, wo er vorbeifährt, ins Gewehr treten und die Trommel rühren.

Der römiſche Senator wohnt im Kapitol, und hat das Stadtgefängniß im Erdgeſchoß gleich unter ſeiner Wohnung. Die Geſetze und Statuten der Stadt Rom ſelber gehören vor ſein Tribunal.

Er hat vier Gehülfen, mit dem er die Sachen, die vor ſein Forum kommen, entſcheidet. Sein Anſehen war ehemals größer als jezt; denn vor dem Jahre 1100 ſtand er weder unter dem Kaiſer, noch unter dem Pabſte. Eine merkwürdige Vorſicht beobachtet die Regierung darin, daß kein gebohrner Römer zu dieſer Stelle gelangen darf; Der jezige Senator iſt der Fürſt Rezzoniko.

Die Konſervatoren machen den jezigen römiſchen Senat aus. Wie eiferſüchtig die Regierung aber auf dieſe alte Würde iſt, ſieht man daraus, daß ſie alle drei Monate vom Pabſt aufs neue ernannt und beſtätigt werden müſſen.

Dieſe Konſervatoren verwalten die Stadteinkünfte, und ihre Nahmen werden, ſo wie die Nahmen der alten römiſchen Konſuln, auf dem Kapitol, wo die alten Konſulariſchen Kalender aufbewahrt ſind, in marmorne Tafeln gehauen. Dies iſt ein Schatten von der alten römiſchen Konſulwürde, welche ſich noch bis auf die jezigen Zeiten erhalten hat.

Die folgende Stelle aus Zimmermanns Buche vom Nationalſtolze gehört eigentlich hieher:

„Der Senator von Rom, der in Kleinigkei„ten und Zänkereien unter dem Pöbel ohne Appella„tion erkennt, macht izt das Tribunal aus, wor„auf ſich in dem heutigen Rom die Majeſtät des ehe„maligen Senats und römiſchen Volks einſchränkt.

„Er hat vier Konſervatoren zu Beiſitzern, wel„che man des Jahrs viermal verändert.“

„Die Konſervatoren werden, ſo wie der Se„nator ſelbſt, von dem Pabſte ernannt, der dem „römiſchen Volke nicht einmal den Ueberreſt der „Freiheit vieler Städte in den Monarchien läßt, die „ſich ihre Räthe ſelbſt erwählen dürfen.“

„Demohngeachtet glaubt der Senator und „dieſe Konſervatoren, daß ſie alle Anſprüche und „Rechte des Raths in dem alten Rom beſitzen, „und daß es ſehr rühmlich für den Pabſt ſey, eben „dieſen Rath vor ſeinen Füßen zu ſehen, welcher „ſo viele Könige vor den ſeinigen geſehen hat.“.

Rom, den 20. Sept.

Der weiße Zelter.

Von der Uebergabe oder vielmehr nicht Uebergabe des weißen Zelters an den Pabſt habe ich Ihnen noch kein Wort geſchrieben, und doch war dieſes eine der merkwürdigſten Begebenheiten, während meines Hierſeyns.

Im vorigen Jahre, am Feſte des heil. Petrus, ſahe ich dieſe Feierlichkeit noch in allen ihrem Pompe. — Die päbſtliche Garde paradirte auf dem Petersplatze — der Prinz Kolonna führte den weißen Zelter in die Peterskirche — Der Pabſt wurde auf ſeinem Stuhle hoch emporgetragen — und in der Mitte der Kirche beugte der abgerichtete Zelter ſeine Kniee vor dem Stadthalter Chriſti; worauf ein Beutel voll Dukaten, als der jährliche Tribut von dem Königreich Neapel, ihm demuthsvoll überreicht wurde.

In dieſem Jahre nun, am heiligen Petersfeſte, hatte ſich die Scene gewaltig verändert — das Königreich Neapel verweigerte ſeine demuthsvolle Unterwerfung —

Der Werth des Zelters ſollte dem Pabſte erſetzt werden, und er könne ſich ein ihm beliebiges Roß dafür kaufen — nur ſolle nicht mehr, wie bisher, ein weißer Zelter, gleichſam im Nahmen eines ganzen Königreichs, vor dem Pabſte die Knice beugen.

Die Garde des Pabſtes paradirte nun zwar wieder auf dem Petersplatze — der Pabſt wurde wieder in der Peterskirche auf ſeinem Throne hoch emporgetragen — aber kein weißer Zelter erſchien — —.

Als der Pabſt nun auf den Fleck kam, wo der Zelter vor ihm hätte knicen ſollen, wurde eine förmliche Proteſtation gegen die empörende Weigerung des Königreichs Neapel vorgeleſen, und man behielt ſich, ohngeachtet dieſer Weigerung, alle ſeine Anſprüche und ſeine Rechte vor.

Nun war es in der That ein bemitleidenswürdiger Anblick, wie man mit dem päbſtlichen Throne wieder umkehrte, der nun zum erſtenmale die bisher gewöhnliche Huldigung nicht empfangen hatte; wie alles ſo leer abging; und der Pabſt, vor dem ſich Menſchen und Thiere beugen ſollten, nun ſo unangebetet wieder weggetragen wurde, wie er gekommen war.

Hierzu kam noch, daß der heilige Vater, der ſich vorher in einer Rede, die er in dem Konſiſtorium der Kardinäle abgeleſen, etwas angegriffen hatte, ziemlich blaß und kränklich ausſahe, und ſelbſt ganz demuthsvoll und zerknirſcht ſchien, indem er den Segen ertheilte — es ſchien, als wolle er durch Blick und Miene für ſeine gekränkte Würde das Mitleid des Volks erregen.

Das römiſche Volk aber beklagte ſich nur darüber, daß es nun auf den Abend das Feuerwerk werde entbehren müſſen, welches ſonſt dieſem Triumphe der Kirche zu Ehren abgebrannt wurde. —

Apoſtoliſche Kammer.

Eine ſonderbarere Wortverbindung läßt ſich wohl nicht leicht denken, als in dem Ausdruck: apoſtoliſche Kammer! wenn man den himmelweiten Abſtand von den Apoſteln und ihren Finanzgeſchäften bis zu der päbſtlichen Kammer und ihren Finanzen, in Erwägung zieht.

Die apoſtoliſche Kammer iſt nehmlich über die Verwaltung der päbſtlichen Einkünfte geſetzt. Der Kardinal Kamerlingo präſidirt in dieſem Kollegium, der Stadthalter von Rom iſt Vicepräſident, und unter ihm ſteht der Schatzmeiſter (monſignore Teſoriere) welcher einer der vornehmſten römiſchen Prälaten, und deſſen Stelle zu der Kardinalswürde der nächſte Schritt iſt.

Die zwölf Prälaten, welche den Finanzrath ausmachen, heißen Chierici di Camera, und verſammeln ſich wöchentlich zweimal bei dem Kardinal Kammerlingo, oder Präſidenten der päbſtlichen Kammer.

Einer von dieſen Prälaten iſt über das Getraidewesen geſetzt und heißt Prefetto dell' Annona. Dieſe iſt eine der einträglichſten Stellen unter allen, und um einer ganzen verarmten adlichen Familie wieder aufzuhelfen, darf einer aus ihrem Mittel nur auf einige Jahre zum Prefetto dell' Annona ernannt werden, wodurch ſie wieder zum üppigſten Wohlſtande gelangen kann.

Kein päbſtlicher Unterthan darf nehmlich einem Fremden ſein Getraide verkaufen, ſondern muß es zu einem beſtimmten Preiſe der päbſtlichen Kammer überlaſſen. Dieſer Preis wird nun ſo geſetzt, daß die Kammer die Hälfte, oder doch ſicher den dritten Theil dabei gewinnt.

In Rom und der umliegenden Gegend darf niemand ſein Brod ſelbſt backen, ſondern muß es von den Bäckern der Kammer hohlen. Dieſe müſſen von der Kammer auch das Mehl nehmen, und es nach einem vorgeſchriebenen Preiſe und Gewicht verkaufen.

Von dieſen Bäckern iſt ein jeder gezwungen, zu Anfange des Jahrs ſeinen Vorrath auf das ganze Jahr und drüber zu nehmen; bleibt ihm etwas übrig, ſo erhält er am Ende des Jahrs nicht den Preis wieder, den er dafür bezahlt hat, ſondern muß es der Kammer zu einem wohlfeilern Preiſe, den ſie ſelber feſtſetzt, wieder verkaufen. Die Kammer aber verkauft es ihm in dem folgenden Jahre wieder zu dem erſten theuren Preiſe. — Ferner verkauft die päbſtliche Kammer das Getraide nach einem um ein Fünftel kleinerem Maaß, als nach welchem ſie es einkauft. Die Bedienten der päbſtlichen Kammer kaufen das Getraide noch wohlfeiler, als nach dieſem beſtimmten Maaße, ein, weil es bei ihnen ſteht, denen, die ſich nicht nach ihren Preiſen bequemen wollen, das Getraide nicht abzunehmen. —

Darf man ſich bei dieſer himmelſchreienden Bedrückung und dieſem abſcheulichen Alleinhandel wohl noch wundern, wenn die Felder um Rom und ganze Strecken im Kirchenſtaate öde und unbebaut und ruht nicht offenbar der Fluch des päbſtlichen Segens auf dieſen ganz unbebauten Erdſtrichen? —

Wer das Land baut, der baut es zum Vortheil der päbſtlichen Kammer, und hat für ſich kaum Sklavenlohn. — Darum liegen die ſchönſten Felder wüſte, und bei dem ergiebigſten Boden iſt, wenn die Erndte einmal ſchlecht ausfällt, die ſchrecklichſte Hungersnoth zu befürchten.

Man ſiehet es leicht ein, wie der Prefetto dell Annona ſich und ſeine Familie in ſehr kurzer Zeit bereichern kann, indem er den jährlichen ungeheuren Raub mit der apoſtoliſchen Kammer theilt.

Der Sohn in dem Hauſe, wo ich wohne, iſt Segretario oder Schreiber bei der Annona, und ſeine gewiſſen Einkünfte ſind monatlich dreißig Skudi. —

Einer von den zwölf päbſtlichen Finanzräthen oder Chierici della Camera muß das Fleiſch, die Fiſche, die Früchte, das Oel, und alle übrige Eßwaaren, taxiren, er heißt Preſidente della Graſcia, und kann dies wohl im eigentlichen Sinne heißen, weil er mit dem Fette des Landes wuchert, wovon ſich die apoſtoliſche Kammer mäſtet.

Denn mit dem Oel treibt die apoſtoliſche Kammer einen eben ſo abſcheulichen Alleinhandel, wie mit dem Getraide. Sie kauft es von den Eigenthümern nach einem von ihr ſelbſt geſetzten Preiſe ein, und verkauft es wieder, ſo theuer ſie will, nachdem ſie das gute Oel zuvor mit ſchlechtem und verdorbenem gemiſcht hat. Dies ſchreckt die Eigenthümer vom Oelbau ab, welcher für dies Land allein ſchon ein nieverſiegender Quell des Reichthums werden könnte, um, bei einer weiſern Regierung und ſorgſamern Staatsverwaltung, Regenten und Unterthanen zu beglücken.

Die Kriegskaſſe ſteht unter dem Comiſſario delle Armi, der unter den päbſtlichen Finanzräthen gleichſam den Kriegsminiſter vorſtellt. — Die Stellen der päbſtlichen Soldaten ſind ſo einträglich, daß man ſich, wie um ordentliche Bedienungen, darum bewirbt.

Auch einen Miniſter des Seeweſens giebt es, welcher Commiſſario del Mare heißt; und einen Präſidenten der Münze (Preſidente della Zecca).

Ueber die Straßen, Brücken und Heerſtraßen, is auf dreißi g italiäniſche Meilen um die Stadt, hat ebenfalls ein Prälat die Aufſicht, welcher Preſidente delle Strade heißt.

Man findet daher an den Ecken der Straßen häufig Edikte angeſchlagen oder eingegraben, die ſich anfangen: per ordine del Monſignore u. ſ. w. Denn Monſignore iſt die allgemeine Benennung, worunter man ſich irgend einen der höhern Staatsbedienten denkt, der ein ſolches Edikt gegeben hat.

Ueber alles, was die Flüſſe, Kanäle, Waſſerleitungen und Teiche betrift, führt ebenfalls einer von den zwölf Prälaten der apoſtoliſchen Kammer die Aufſicht, welcher Commiſſario delle Ripe e delle Aque heißt.

Einer iſt über das päbſtliche Archiv, und noch ein anderer über die Gefängniſſe geſetzt. Auf die Weiſe theilen ſich die Mitglieder der apoſtoliſchen Kammer in die höheren Staatsbedienungen.

Sciorocco.

Es iſt entweder Sciorocco oder Tramontan — dieſe abwechſelnde Witterung muß gemeiniglich den erſten Faden zum Geſpräch hergeben.

Auch fühlt man den Einfluß dieſer Abwechſelung ſo lebhaft, daß es kein Wunder iſt, wenn man ſich einander ſeine Empfindungen davon beim erſten Anlaß äußert.

Man kann wohl ſagen, daß der Sciorocco den Gedanken ſelber eine andere Richtung giebt, und den Ton in Geſellſchaften anders ſtimmt, als der Tramontan, der oft den Nebel der Seele zerſtreut, ſo wie er die Luft von Wolken reinigt. —

Tramontan.

Der Ausdruck Tramontan iſt hier ſehr bedeutend; die glückliche Halbinſel Italien iſt durch die Berge, von denen ſie gegen den Nord gedeckt wird, gleichſam ganz iſolirt —

Die Italiäner theilen daher ihre Welt nach dem, was dieſſeit und jenſeit den Bergen liegt, ſo wie die Engländer in ihre Inſel und das feſte Land —

Die Tramontaner, oder nördlichen Bewohner der Länder jenſeit der Gebürge, ſind den Italiänern ohngefähr, was den Alten die Hyperboräer waren.

Das gemeine Volk macht ſich ſonderbare Vorſtellungen von der traurigen Lebensart der Einwohner in den nördlichen Gegenden, die es ſich alle wie eine Art von Cimmeriſcher Wüſten denkt.

Daher kömmt es auch wohl mit, daß der gemeine Italiäner lieber die drückendſte Armuth erträgt, als daß er ſein angebohrnes Klima mit einem andern vertauſchen ſollte.

Italien iſt auch wirklich ein Paradies, das durch die Alpengebirge geſchüzt, und, von der übrigen Welt abgeſondert, im Schoße des Meeres ruhend, alles in ſich vereint, was das Leben glücklich und angenehm machen kann.

Aber vor dieſem Paradieſe ſteht die Kirchengewalt wie der Engel mit dem feurigen Schwerdte, und hindert die Glückſeligkeit, daß ſie ihren angeſtammten Boden nicht betreten darf. —

Römiſche Juſtiz.

Vor einigen Wochen ſahe ich hier die Hinrichtung eines Miſſethäters auf dem Plaze del Popolo.

Es war ein ſchöner junger Menſch von einigen zwanzig Jahren, der den deutſchen Mahlern zum Modell gedient hatte.

Er hatte ſich nach ſeiner lezten Mordthat eine Zeitlang in einem kleinen Orte zwiſchen Rom und Neapel aufgehalten, und war nun wieder zurückgekommen, weil er vielleicht glaubte, daß ſein Verbrechen ſchon verjährt ſey.

Allein die römiſche Juſtiz wollte nun auch einmal ein ungewöhnliches Beiſpiel geben, und ließ ihm den Prozeß machen.

Freilich war das Verbrechen nicht klein; denn er hatte ſich mit ſeinem Feinde erſt feierlich ausgeſöhnt, und ihn doch unmittelbar darauf, als er ihn freundſchaftlich bei ſich einlud, mit einem Dolche rücklings ermordet.

Mit allen Schreckniſſen der Einbildungskraft werden hier für den Miſſethäter die Qualen des Todes vermehrt. — Sein Todesurtheil wird ihm unvermuthet, in der lezten Nacht vor ſeiner Hinrichtung, um Mitternacht angekündigt —

In ein ſchwarz ausgeſchlagenes Zimmer, in das er geführt wird, tritt in dem Augenblicke der furchtbaren Botſchaft ein Todtengerippe mit Stundenglas und Senſe aus der Wand hervor — indeß mit dumpfen Tone der Zuruf: du mußt ſterben! in ſeinen Ohren erſchallt.

Von dieſem Augenblick an bleibt aber auch ſein Tröſter bei ihm — dies iſt eine vermummte Perſon, gemeiniglich von hohem Range, welche dieſe Gelegenheit, ein verdienſtliches Werk zu üben, um vielleicht ſelber alte Sünden dadurch auszutilgen, zu benutzen ſucht.

Am andern Morgen früh gehen vermummte Perſonen, ebenfalls auch zum Theil von hohem Range, mit Büchſen auf den Straßen umher, und ſammeln Allmoſen für den verurtheilten Miſſethäter.

Was nun aber geſammelt wird, iſt eigentlich für den beſtimmt, welcher zunächſt ein Opfer der Gerechtigkeit werden wird, und dem gegenwärtigen kommt die Summe zu ſtatten, welche bei dem lezten zum Tode Verurtheilten geſammelt wurde. Dieſe Summe wird nehmlich der Familie des Verurtheilten zu einem Erſatz für das Unglück gegeben, das ſie leidet.

Auch wird an dem Tage der Hinrichtung die Familie außerhalb Rom bewirthet, um von der ſchaudervollen Begebenheit, die ſie ſo nahe angeht, nicht Zeugen ſeyn zu dürfen.

Der Galgen wird erſt am Abend vorher auf dem Platze del Popolo aufgerichtet, und Sbirren bewachen ihn die Nacht hindurch. In einem der Häuſer auf dem Platze iſt ein Thorweg ſchwarz ausgeſchlagen, in welchem der Delinquent vor ſeiner Hinrichtung noch das Sakrament empfängt.

Am Morgen der Hinrichtung war der ganze Platz mit Zuſchauern angefüllt. — Auf einem

Karren, in einen alten Rockelor gehüllt, wurde der Delinquent gebracht, und ſogleich in den ſchwarz ausgeſchlagenen Thorweg geführt. — Der Karren wurde, ſobald er abgeſtiegen war, mit Zuſchauern wieder beſezt.

Als er das Sakrament empfangen hatte, ſtieg er die Leiter hinauf, und ſein Henker rief ihm noch einmal zu: credi tu in Jeſu Chriſto? (glaubſt du an Jeſum Chriſtum?) als er dies bejahet hatte, warf er ihn von der Leiter herunter, und trat ihm dann auf die Schultern, um ſeinen Tod zu beſchleunigen. Dann ließ er ſich an dem todten Körper hinunter, den er, wie es hier der Gebrauch iſt, umarmte und küßte, um dadurch einen Beweis zu geben, daß kein Haß gegen den Hingerichteten bei ihm obgewaltet habe.

Der ſchöne Wuchs des Körpers wurde noch, ſo wie er dahing, von den Römern bewundert, und ſie riefen wiederholt aus: o che bel morto! (welch ein ſchöner Todter!) — Die Fremden aber fragten ſie: come piace? (wie ihnen die Ceremonie gefallen habe?) Dann gehen die Blinden in der Stadt umher, und erzählen, wie andächtig ſich der Verurtheilte zum Tode vorbereitet habe, und wie ſchön er geſtorben ſey.

Ein junger ſchöner Menſch, welcher jezt den deutſchen Mahlern zum Modell dient, hat auch ſchon ſeine Mordthat vollbracht, iſt aber bis jezt noch den Händen der Gerechtigkeit entgangen.

Er ſahe auf der Straße dem gewöhnlichen Spiele der Italiäner mit hölzernen Boſſelkugeln zu, und miſchte ſich in einen Streit, der zwiſchen zweien der Spielenden entſtand; der eine ging mit dem Meſſer auf ihn los, und er zerſchmetterte ihm mit einer hölzernen Boſſelkugel das Gehirn, und flüchtete ſich darauf in eine Kirche, wo kein Sbirre ihn angreifen durfte.

Den deutſchen Mahlern war nun darum zu thun, ihr Modell wieder zu haben, und ſie verkleideten ihn in einen Ochſentreiber, die zu Pferde im Gallop hinter den voranlaufenden Ochſen herjagen; ſo brachten ſie ihn auf den ſpaniſchen Platz, wo er völlig ſicher war.

Dieſe Grenze darf er aber nun nicht überſchreiten, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den Sbirren gefangen zu werden. Er lebt aber in dieſem Bezirk ganz ruhig, und hat ſich ein Weib genommen; die deutſchen Mahler arbeiten auch daran, ihm die Freiheit wieder auszuwirken.

Das Modell der franzöſiſchen Akademie hat auf eben die Weiſe ſchon ſeinen Muth gezeugt; er iſt zugleich eine Art von Töpfer, und verſteht einen Ofen zu ſetzen, welches hier eine ſeltene Geſchicklichkeit iſt.

Als er mir im vorigen Winter einen Ofen ſezte, erzählte er mir dabei, wie es mit dreien Mordthaten, die er begangen habe, eigentlich zugegangen wäre, und wie er ganz unverſchuldeter Weiſe dazu gekommen ſey.

Einer von den Ermordeten hinterließ einen Sohn, den er jezt erzieht. Ich weiß, ſagte er, daß der Bube mich einmal wieder ums Leben bringen wird, aber nichtsdeſtoweniger werde ich als ein Vater für ihn ſorgen! —

Rom, den 28. Sept.

Mit Wehmuth ſchreibe ich Ihnen heute zum leztenmale aus Rom. — Vor ein paar Abenden ſtand ich mit Herdern auf dem Thurm des Kapitoliums — Die Sonne ſank unter — die Berge ſchimmerten in ihrem Wiederſchein — ihre lezten Strahlen beleuchteten die Spitze von dem Grabmal des Ceſtius, und das alte Dach des grauen Pantheons. Unter uns rollte im dunklen Thale zwiſchen den Hügeln Roms der gelbe Tiberſtrom.

Begierig ſog mein Auge die Strahlen der unterſinkenden Sonne; und ich that mir ſelbſt ein heiliges Gelübde: mich jeder ſchönen Scene des Lebens bis auf ihren lezten Moment, ohne Klagen und Murren über ihr Auslaufen, zu erfreuen!

Mag denn der Vorhang fallen, wenn das Schauſpiel vollendet iſt — tief in die Seele ſenkt ſich das entſchwundne Bild, und die erhabene Muſik beginnt, worin des Abſchieds Kummer und jeder Schmerz ſich auflößt. — —

Venedig, den 20. Oktober.

Einige Bemerkungen auf meiner Rückreiſe aus Italien.

Bei Iſola blickte ich in das Thal Cremera hinab, wo die dreihundert tapfern Fabier ihren Tod fanden. — Zur Rechten dämmerten noch die Berge von Tivoli, von denen ich Abſchied nahm.

Es war ein heiterer Abend, ich führte unter dem hellgeſtirnten Himmel mit meinem Reiſegefährten ein Geſpräch, worin er für einen Unterthan des Kirchenſtaats viele ſchöne Grundſätze äußerte: daß nehmlich bei allen menſchlichen Einrichtungen, ſowohl in geiſtlichen als in weltlichen Dingen, ein Punkt zu wenig in Betracht gezogen ſey! Humanität (humanita). — Daß es dem Menſchen frei ſtehen müſſe, ſeiner beſſern Ueberzeugung nach, zu denken und zu reden; daß doch das Denken das lezte ſey, was dem Menſchen übrig bliebe, wenn ihm auch alles übrige entriſſen werde, u. dgl. m. — Am Abend ſpät langten wir in Monte Roſi an, wo wir die Nacht blieben.

Am folgenden Tage kamen wir vor dem Soracte vorbei, den wir rechter Hand liegen ließen, nach dem Städtchen Ronciglione.

Der Sorakte, welcher ehemals dem Apollo geweiht war, iſt jezt mit Eremitagen bebaut, die man von ferne darauf erblickt.

Einen ſonderbaren Urſprung hat die Benennung dieſes Berges S. Oreſte, welche ſich wahrſcheinlich von Soracte herſchreibt, indem man das S für St. nahm und aus Oracte Oreſt bildete, ſo daß dieſer dem Apollo geweihte Berg nun ganz unſchuldigerweiſe dem heiligen Oreſt gewidmet iſt.

Ein tiefes von hohen Felſenwänden eingeſchloſſenes Thal bei Ronciglione iſt das romantiſchte, was man ſich denken kann. —

Die Wohnungen der Schmiede ſind wie die Werkſtätte der Cyklopen unten in den Felſen gehauen und oben ſind Färbereien und Mühlen — Die Stadt ſelber iſt in der Höhe gebaut, und hat eine hübſche breite Straße — Wir fanden hier noch Leute aus Rom, die an dieſem Orte, wegen der reizenden Gegend, die Villegiatura genoſſen.

Ich machte Vormittags noch einen kleinen Spaziergang auf die Anhöhen der Weinberge bei Ronciglione, wo ich den Sorakte mit ſeinen Eremitagen, Erhöhungen und Vertiefungen, faſt ganz überſehen konnte. —

Wir ſetzten den Nachmittag unſere Reiſe über den waldigten Cyminus nach Viterbo fort, wo wir erſt den Abend ſpät anlangten. —

Der Cymius hat viele Aehnlichkeit mit unſerm Harze, und iſt dichter, als ſonſt die italiäniſchen Berge, mit Waldung bewachſen. Mein Gefährte und mein Vetturin erzählten ſich viel von der Unſicherheit dieſer Gegend, und den Räubereien und Mordthaten, die hier vorgefallen waren.

Viterbo lag am Fuße des Berges; mein Reiſegefährte war hier zu Hauſe, und führte mich am Abend ins Theater, wo Don Juan geſpielt wurde, und wo ich einige der bekannten Akteurs von dem römiſchen Theater della Valle wieder fand. — Das Haus war vollgepfropft von Zuſchauern, und weil Viterbo zum Kirchenſtaate gehört, ſo werden auch hier die weiblichen Rollen von Kaſtraten geſpielt.

Vor Tagesanbruch fuhren wir noch von Vikterbo wieder ab, über die Anhöhe von Montetaskone, wovon ein geſchätzter Wein ſeinen Nahmen führt. — An dem großen See Bolſena, der rund umher mit Bergen umgeben iſt, und eine ſehr mannichfaltig abwechſelnde Ausſicht gewährt, gingen wir eine Strecke zu Fuße — die alte Stadt Volſinium lag am Ende des Sees.

Gegen Mittag fuhren wir eine ſteile Anhöhe hinauf, nach dem kleinen ſchöngebauten Orte St. Lorenzo, von wo wir eine der ſchönſten Ausſichten genoſſen. Um Mittag langten wir in Aquapendente an, einem öden und traurigen Orte, der nicht mehr als eine einzige ſchmale Gaſſe enthält. —

Dieſen Nachmittag erreichten wir noch das toskaniſche Gebiet, wo an einem kleinem Fluſſe auf der Grenze unſre Sachen viſitirt wurden, oder vielmehr viſitirt werden ſollten; denn als wir dem Acciſebedienten, ſo wie es im Kirchenſtaate gebräuchlich iſt, ein Stück Geld in die Hand drücken wollten, damit er uns nicht zu lange aufhielte, ſo verbat er ſich das Geld, und hielt uns demohngeachtet nicht auf, ſondern ließ uns, auf unſre Verſicherung, daß wir nichts Verbotenes bei uns führten, mit vieler Höflichkeit weiter fahren; ſelbſt durch dies Betragen wurde uns die Grenze zwiſchen dem Kirchenſtaate und dem toskaniſchen Gebiete ſehr auffallend bezeichnet. — Die Gegend iſt hier ſehr unfruchtbar und öde, und die nackten Berge, in welche von herabſtrömenden Regengüſſen Kanäle gegraben ſind, machen einen traurigen Anblick. —

In dieſer Gegend kehrten wir am Abend in einem einzelnen Gaſthofe ein, deſſen Bewohner durch die Todtenbläſſe ihres Geſichts von der verpeſteten Luft in dieſer Gegend ein trauriges Zeugniß gaben; die Armuth hatte ſie hierher getrieben, um ihr Leben zu friſten. Allein ſie hatten noch kein halbes Jahr in dieſem gefährlichen Wohnplatze zugebracht, und ſchon war ihre älteſte Tochter ein Opfer geworden; die ganze Familie war krank; ein ſchleichendes Fieber untergrub ihre Lebenskräfte, und ſie ſahen keine Erlöſung aus ihrem Kerker als den Tod.

Die Geſellſchaft von Fremden, welche ſich hier zuſammen trafen, und den Abend an einem Tiſche ſpeißten, war froh und heiter. Ich hörte hier zum erſtenmal den toskaniſchen Dialekt, wo das c wie h ausgeſprochen wird, und die Herren Florentiner, welche von Radicofani kamen, von ihrem Abendeſſen und Nachtlager in Radihofani erzählten.

Auf dem Wege von Siena nach Florenz erhielt ich in der Nacht einen Reiſegefährten, der mir, ſeinem Aeußern nach, wie ein ſehr gemeiner Menſch vorkam. —

Als der Tag anbrach, erwachten wir beide aus unſerm Schlafe und boten uns einen guten Morgen. Wir lernten uns nun bald kennen, und unterhielten uns auf die angenehmſte Weiſe.

Mein Reiſegefährte war ein Mathematiker und Naturkundiger, aus Turin gebürtig, und jezt in Dienſten des Großherzogs von Toskana, der ihn nach der Maremma, oder dem ſumpfigten und ungeſunden Strich Landes am Ufer des Meeres geſchickt hatte, um Beobachtungen anzuſtellen, wie dieſer Diſtrikt zu verbeſſern und zu benutzen ſey.

Er erzählte mir mit vielem Unwillen, welche Macht und Einfluß, aller vortreflichen Staatseinrichtungen ohngeachtet, dennoch die Geiſtlichkeit hier noch habe, wovon er ein ſehr auffallendes Beiſpiel anführte.

Daß nehmlich in der Maremma, wo die Landleute oder Taglöhner von fremden Orten herkamen, um das Feld zu bauen, und, weil ſie hier keine Häuſer fanden, die Nacht in Strohhütten ſchlafen muſten, auf die Vorſtellung des dortigen Biſchoffs, jezt eine Kirche gebaut werde, damit es den Leuten, die kein Obdach haben, doch nichts an einer Kirche fehlen möge.

Daß alſo, wie es ſonſt wohl Dörfer ohne Kirche gäbe, hier nun künftig eine Kirche ohne Dorf ſtehen werde; da doch für die Koſten, welche dieſer Kirchenbau erfordert, allein ſchon eine Anzahl Häuſer errichtet werden könnte, worin die Arbeiter mit ihren Familien einen bleibenden und ruhigen Wohnſitz hätten.

Florenz.

Die zuvorkommende Höflichkeit, mit welcher hier die Fremden ſowohl als Einheimiſchen in den Palläſten des Großherzogs empfangen werden, um die Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, iſt eben ſo nachahmungswerth als lobenswürdig.

Auch nicht das mindeſte Trinkgeld wird von den Aufſehern und Aufwärtern angenommen, denn, laut der Inſchriften beim Eingange, ſind ſie angewieſen, ſelbſt wenn ihnen etwas angeboten wird, nichts anzunehmen, und demohngeachtet dem Geringſten ſo wie dem Vornehmſten über alles, wornach er frägt, die gehörige Auskunft zu geben.

Es iſt ein angenehmer Anblick, wenn man hier die gemiſchteſten Geſellſchaften von vornehmen adelichen

Perſonen, Geiſtlichen, und geringen Landleuten, zuſammen in die Säle treten ſieht, um die darinnen aufgeſtellten Werke der alten und neuern Kunſt zu bewundern.

Täglich zwei bis dreimal kann man hier ſeine Blicke an der vollen Betrachtung des Schönen ſättigen, indem man mit einer der folgenden Geſellſchaften gleich wieder den Eintritt nimmt, und zugleich, durch das Anhören der mannichfaltigen abwechſelnden Urtheile über die Gegenſtände, eine angenehme Unterhaltung findet.

Die höfliche Geduld und die freundlichen Blicke der Aufſeher ſind gleichſam ein getreuer Abdruck von den Sitten des Hofes, der liebevoll und herablaſſend jedem Bürger zu dem innerſten Heiligthume ſeines Wohnplatzes gerne den Zutritt läßt.

Beſonders höflich und zuvorkommend war ein junger Mann im Pallaſt Pitti, der uns herumführte und die Gemählde zeigte. Jede Frage, die man an ihn that, beantwortete er mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit dem Geringſten, ſo wie dem Vornehmſten.

Er machte uns aufmerkſam auf die Tapeten in einem Zimmer, welche die Großherzoginn mit eigner Hand geſtickt hat; wobei die Aeußerungen von Unterthanenliebe in Blick und Miene der Anweſenden das angenehmſte Schauſpiel gewährten.

Von den Kunſtſachen im Pallaſt Pitti und in der herzoglichen Gallerie behalte ich mir meine Bemerkungen zu einem beſondern Briefe, oder vielmehr zu einem Aufſatze vor, den ich Ihnen ſelbſt nach Deutſchland mitbringen werde.

Ein Trauerſpiel vom Kreisſteuereinnehmer Weiße, in Florenz aufgeführt.

Denken Sie ſich meine Verwunderung, als ich auf dem Komödienzettel, der in der Luft an einem quer über die Straße gezogenen Seile hing, las:

„Romeo und Julie, ein Trauerſpiel in fünf Auf„zügen, vom Herrn Weiße, aus dem Deutſchen „ins Italiäniſche überſezt.“

Ich eilte ins Schauſpielhaus, und kam noch zur rechten Zeit — der Vorhang ward eben aufgezogen, und alles war voller Erwartung. —

Dieſe Art des Trauerſpiels ſchien hier neu und ungewohnt — die Schauſpielerinn, welche die Julie machte, griff ſich in ihren langen Monologen ſo ſehr an, daß ſie zulezt ganz heiſer wurde.

Bei der Scene im Sarge war die Erwartung und das Erſtaunen wirklich auf das höchſte geſpannt; man getraute ſich kaum zu athmen. —

Und ſo fand dies Stück hier einen ganz auſſerordentlichen Beifall; die Aufführung ward am andern und folgenden Tage wiederholt.

Die Ufer des Arno.

Der Arno iſt faſt ausgetrocknet, aber ſeine Ufer ſind das Reizendſte, was man ſich denken kann — ſchattigte Gebüſche, grüne Raſenplätze, und ſich ſchlängelnde Spaziergänge zwiſchen Bäumen, wechſeln in der angenehmſten Miſchung mit einander ab.

Das blühende Florenz hat ſeine Einwohner aus den Thoren entlaſſen, um dort der ſchönen Herbſttage zu genießen. — Im Schatten auf den grünen Raſen ſind die einzelnen Familien mit ihren Kleinen hingelagert, und geben ein Bild von Ruhe und zufriedenem Genuß des Lebens, das ſich die Einbildungskraft nicht ſchöner mahlen kann.

Kein Wunder, daß an dieſen Ufern in Dichtern und Künſtlern der Sinn für das Schöne reifte.

Nie werde ich dieſes Spazierganges und des ruhigen Genuſſes dieſes frohen Tages, unter dem ſanfteſten Himmelsſtrich, vergeſſen!

Die Kathedralkirche.

St. Maria del Fiore, von außen mit ſchwarzem und weißem Marmor ganz überzogen, macht einen ſonderbaren Anblick, Ihre ungeheure Größe ſezt in Erſtaunen, und die Wirkung davon iſt viel auffallender, als von der Peterskirche in Rom. —

Auch wurde die Kuppel auf dieſer Kirche von Michel Angelo ſelbſt für das größte Meiſterſtück der Baukunſt gehalten. Die Vorderſeite der Kirche iſt abgetragen und noch nicht wieder hergeſtellt.

Zur linken, beim Eingang in die Kirche erblickt man das Bildniß des Dante, wie er mit einem Buche in der Hand auf einer Wieſe ſpazieren geht, gleichſam im Begriff, den reizenden Viſionen ſeiner Einbildungskraft nachzuhängen.

An beiden Seiten der Kirche ſieht man, ſo wie in der Weſtminſterabtei in London, die Bildniſſe und Denkmäler berühmter Florentiner.

Zur Seite des Doms ſteht ein hoher viereckiger Thurm, welcher mit ſchwarzen, rothen und weiſſem Marmor überzogen, und mit einer Menge von Bildſäulen verziert iſt, worunter beſonders eine von Donatello, mit kahlem Kopfe, als ein vorzügliches Werk der neuern Bildhauerkunſt, ſich auszeichnet. Man ſteigt auf vierhundert und ſechs Stufen zu der Spitze des Thurmes hinauf, und hat von dieſem eine der ſchönſten Ausſichten über die ganze Stadt, und die umliegenden reizenden Gegenden mit ihren Gärten und Landſchaften.

Nicht weit von dieſer Kirche iſt die achteckigte Taufkapelle, mit Marmor überzogen, und hat drei Thüren von Bronze, auf welchen bibliſche Geſchichten dargeſtellt und von ſolcher Schönheit ſind, daß Michel Angelo von ihnen zu ſagen pflegte: ſie verdienten die Thore des Paradieſes zu ſeyn. Die Kirche iſt inwendig mit ſechszehn großen Säulen von Granit geziert. Alle in Florenz gebohrne Kinder werden hier getauft.

Der Spanier.

Von Bologna bis Venedig hatte ich einen Spanier zum Gefährten, der während der kurzen Zeit den ganzen gemeinen Karakter ſeiner Nation entfaltete, ſo wie er in Romanen und Reiſebeſchreibungen geſchildert wird.

Er nannte ſich den Grafen Almaviva — erzählte, daß er von dem berühmten General Tilly in gerader Linie abſtamme — und daß er ſich, als ein Abkömmling dieſes großen Helden, jezt bei dem Kaiſer Joſeph melden wolle, um unter ihm gegen die Türken zu fechten.

Ein Paar braune grobe wollene Strümpfe, die in Rom ohngefähr ſechs Groſchen koſten, und die er zu ledernen Hoſen angezogen hatte, waren roba bona di Inghilterra (koſtbare engliſche Waare).

Ein Brief, den er von ſeiner Wirthin aus Rom, einer Victualienhändlerinn, bei ſeiner Ankunft in Venedig nachgeſchickt bekommen ſollte, hieß bei ihm eine Eſtafette, die er dort erwartete.

Mit dem jezigen Miniſter der ſpaniſchen Monarchie war er, wie er ſagte, ſehr entzweit. —

Als wir durch Ferrara kamen, nannte er ſich den Grafen von Almaviva, und ſezte, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte, unmittelbar darauf hinzu, daß ich einer von ſeinem Gefolge ſey.

Da ich dies nun für die Zukunft verbat, meinte er, es müſſe mir ja angenehm ſeyn, daß ich wie ſein Geſellſchafter oder wie einer aus ſeinem Gefolge betrachtet würde, und er wolle mir gerne immer dieſen Dienſt erweiſen, daß er mich unter ſeinen Schutz nehme, und ich niemals meinen Nahmen zu ſagen genöthigt würde; wofür ich ihm denn ſehr dankte, und mir ausbat, künftig meinen eignen Nahmen, ſo wie er den ſeinigen, nennen zu dürfen.

In Rovigo nahm unſer Vetturin ein paar Theaterprinzeſſinnen mit in ſeinen vierſitzigen Wagen auf — Dieſe legten es darauf an, meinen Spanier in ihr Garn zu locken, indem ſie ihm die gröſte Ehrfurcht bezeigten. Er entging auch dieſer Falle nicht, und klagte mir am andern Morgen in Padua ſein Leid, wie ſehr ſeine Börſe gelitten habe. —

St. Marko in Venedig.

Die Vorderſeite iſt gothiſch — aber mit dem bewundernswürdigſten Fleiß ausgearbeitet —

Fünf groſe Bogen in einem halben Cirkel ruhen auf zweihundert und zwei und zwanzig Säulen, worunter acht von Porphir und die übrigen von Marmor ſind.

Ueber den Säulen läuft, an drei Seiten der Kirche, eine Gallerie. Ueber dieſer Gallerie erheben ſich wiederum fünf Bogen, die auf porphyrnen Säulen ruhen, und mit Bildhauerarbeit und Moſaik verziert ſind.

Auf jedem dieſer Bogen ſteht eine große marmorne Bildſäule, und auf der mittelſten der heilige Markus, mit einem Löwen von Bronze zu ſeinen Füßen.

Ueber dem Haupteingange ſieht man vier antike Pferde von Kupfer, welche man für die ſchönſten aus dem Alterthum und für ein Werk des Lyſippus hält.

Sie zierten zuerſt den Triumphbogen des Auguſt. Von dieſem fingen ſie an zu wandern, und wurden nach und nach auf die Triumphbögen des Domitian, Trajan und Konſtantin geſezt, wie man denn bei dem Verfall der Kunſt zum öftern die ältern Kunſtwerke beraubte, um die neuern auszuſchmücken.

Konſtantinus, welcher Rom mit ſeiner Pracht in ſeinen neuen Kaiſerſitz verſezte, ließ die vier Pferde mit dem Sonnenwagen nach Konſtantinopel führen, und ſie dort im Cirkus aufſtellen.

Als aber die Venetianer im dreizehnten Jahrhundert Konſtantinopel eroberten, führten ſie auch die vier Sonnenpferde wieder nach Italien zurück, und ſtellten ſie nun, nicht mehr der Sonne, ſondern dem heiligen Markus zu Ehren, auf ihren vornehmſten Tempel.

Das Dach der Kirche mit den Verzierungen und den vielen Kuppeln, macht einen eben ſo ſonderbaren als prachtvollen Anblick.

Und wenn man hineintritt, wird man ebenfalls durch ihre ganz ungewöhnliche innere Bauart überraſcht —

Durch eine zweihundert Fuß lange von der Kirche abgeſonderte Halle geht man hinein. Der Platz für die Frauen in der Kirche iſt erhöht, und man ſteigt durch zwei kleine Thüren hinauf.

Der mittelſte Platz in der Kirche iſt ebenfalls um einige Stufen erhoben, und hat auf jeder Seite eine Kanzel.

Die eine ruht auf funfzehn Säulen, und iſt in achteckigter Form, und von zwei Stockwerken, wo auf dem unterſten gepredigt, und auf dem oberſten das Evangelium abgeleſen wird.

Die andere Kanzel ruht auf neun Marmorſäulen, und auf ihr zeigt ſich der neuerwählte Doge dem Volke.

In dem Mittelpunkte der Kirche ſteht der Altar mit einem Baldachin von grünem Marmor, welcher auf vier weißen Marmorſäulen ruht. Hinter dem Hauptaltare ſteht noch ein anderer, der mit Säulen verziert iſt, von welchen viere von durchſichtigem orientaliſchem Alabaſter ſind, und deren Fußtritt von Porphyr iſt.

Hier hängt auch über einem Altar des linken Kreuzganges ein, wie die Legende ſagt, von dem Evangeliſten Lukas gemahltes Marienbild, welches die orientaliſchen Kaiſer auf allen ihren Feldzügen bei ſich führten, und das von den Venetianern bei der Eroberung von Konſtantinopel mit erbeutet wurde, und nun als eins der koſtbarſten Heiligthümer in dieſem Tempel aufbewahrt wird.

Gewölbe, Niſchen und Hallen in dieſem Tempel ſind mit Moſaiken und Inſchriften, auf vergoldetem Grunde, angefüllt, welches bei der dunklen Beleuchtung der Kirche wirklich einen ſonderbaren prachtvollen Anblick macht.

Auch der Fußboden iſt eingelegt, und ſtellt Hieroglyphen, Figuren und Thiere von verſchiedenen Steinen vor.

In dem Schatz der Kirche werden noch die Kronen von Cypern und Kandia, die herzogliche Mütze, welche der Doge am Krönungstage trägt, und die mit Perlen und Diamanten eingefaßt und auf der Stirne mit einem großen Rubin und Diamanten verziert iſt, und — was für das Koſtbarſte geachtet wird, — ein Manuſkript vom Evangelium des heiligen Markus, aufbewahrt.

Freilich kann man von der Schrift ſo wenig mehr leſen, daß man ſich ſtreitet, ob es lateiniſch oder griechiſch geſchrieben ſey. Auch über das Papier ſtreiten die Gelehrten: einige behaupten nehmlich, daß es aus ägyptiſcher Baumrinde, andere, daß es aus Baumwolle verfertigt ſey.

Ihren Namen führt dieſe Kirche von dem Evangeliſten Markus, deſſen Körper, der Sage nach, im neunten Jahrhundert von Alexandrien nach Venedig gebracht wurde, wo man ihm damals ſchon eine Kirche baute, und als dieſe baufällig wurde, zu Ende des zehnten Jahrhunderts dieſen Tempel errichtete. —

Der Markusplatz.

Der Petersplatz in Rom und der Markusplatz in Venedig ſtechen gegeneinander ab, wie ein Heiligenfeſt gegen einen Karnevalstag —

Dort herrſcht ernſte Stille und einſame Pracht — Der Platz iſt nicht mit Gebäuden, ſondern mit majeſtätiſchen Säulengängen eingeſchloſſen; und tief im Hintergrunde ſteht die Peterskirche allein. —

Auf dem Markusplatze drängt das ganze geräuſchvolle Leben ſich zuſammen. — Unter den Häuſern, die den Platz einſchließen, gehen rings umher bedeckte Gänge mit Arkaden gegen den Platz. —

Unter dieſen Arkaden liegt ein Kaffeehaus an dem andern. Am Abend ſtrömt ganz Venedig auf den Markusplatz, und die Kaffeehäuſer ſind vollgepfropft von Menſchen.

Der Adel verſammelt ſich auf dieſem Platze, um unter ſich von Geſchäften des Staats zu reden. Der Theil des Platzes, wo dies gewöhnlich geſchieht, führt den Namen Broglio, und man leitet das italiäniſche Wort im broglio, Verwirrung oder Verwickelung, von der Benennung des Platzes Broglio und von den Intrigen ab, welche auf dieſem Platze vorgehen.

Am Ende des Platzes wendet ſich auf einmal die Ausſicht gegen das Meer zu, welches ein Wald von Maſten bedeckt. — Hier ſtehen zwei Säulen von Granit; auf der einen ſteht ein Löwe, und auf der andern die Bildſäule des heiligen Theodor, welcher, als der Schutzheilige der Republik, der Vorgänger des heiligen Markus war.

Auf dem Markte ſteht ganz für ſich allein, wie eine ungeheure Schlaguhr, ein Glockenthurm, welcher dreihundert und achtzehn Fuß hoch iſt, und in ſeiner gothiſchen Rieſengeſtalt einen ſonderbaren Anblick macht.

Vor den drei großen Bogen der Markuskirche ſtehen drei Poſtemente von Bronze, in welchen hohe Stangen oder Maſtbäume befeſtigt ſind, worauf an Feſttagen die mit Gold geſtickten Fahnen der drei verlohrnen Königreiche, Cypern, Kandia und Negropont prangen.

Mantua, den 20. Oktober 1788.

Hier bin ich wieder, mit meinem Virgil am Ufer des Mincius hingelagert. — Der ſchöne Kreislauf iſt vollendet, und ich finde mich wieder auf demſelben Flecke, von dem ich ausging.

Von den Gegenſtänden aber, welche damals noch in dunklen Träumen vor mir ſchwebten, trage ich nun ein getreues Bild in meiner Seele. —

Oft ſoll mein Geiſt in trüben Stunden aus dieſem Quelle ſüßer Erinnerungen ſchöpfen; und manche der entſchwundenen Scenen ſoll mit neuem Feuer unſer freundſchaftliches Geſpräch beſeelen!

Zu dieſem ſpare ich auf, was meine Feder in einer Reihe von Briefen zu ſchildern vergeſſen oder verſäumt hat. —

Ich laſſe in dieſen ſtillen Gründen die reizendſten Bilder von zwei verfloſſenen Jahren noch einmal vor meiner Seele vorübergehn; und hier am ſchilfbekränzten Ufer des Mincius winke ich Ihnen den lezten Gruß aus dieſem ſchönen Lande zu!

Die Kupfertafeln zu dieſen Reiſen.

I. Zum erſten Theile.

Ruinen vom Tempel der Konkordia auf dem alten römiſchen Forum; beim Aufgange auf dem Kapitoliniſchen Berg. — Hinter den Bäumen ragt die Rückſeite von der Wohnung des Senators und das Thürmchen von dem jetzigen Kapitolium hervor.

Der Tempel der Veſta in Tivoli, (S. Th. II. S. 124.) in dem Hofe des Gaſtwirths Francesco, dicht neben dem Waſſerfall des alten Anio, am Abhange eines ſteilen Felſen. Hinter dem Tempel zeigt ſich der alte Mons Katilus, oder Monte Croce.

II. Zum zweiten Theile.

Die Ruinen von dem Tempel des Jupiter Serapis in Puzzuolo bei Neapel. Drei Säulen ſtehen noch aufgerichtet — die übrigen Schäfte und Kapitäle ſind umher verſtreut — und der Platz zum Theil überſchwemmt; einige Stufen führen zu dem erhöhten Platze, wo der Altar ſtand, und wo noch auf dem Boden die eiſernen Ringe befeſtigt ſind, an welche die Opferthiere gebunden wurden.

Die Ruinen von dem Tempel des Merkurs bei Baja.

III. Zum zweiten Theile.

Ruinen von einem kleinen Tempel der Iſis in der aufgegrabenen Stadt Pompeja, mit der Ausſicht auf die mahleriſche Gegend, die ſich von hier aus dem Auge darſtellt.

Der Molo oder Hafendamm von Neapel mit dem Leuchtthurm, und der Ausſicht auf das Meer und den rauchenden Veſuv.

IV. Zum dritten Theile.

Der Quell der Egeria, in einer einſamen Gegend, am Fuße eines Hügels, vor der Porta St. Sebaſtiano in Rom.

Die Ruinen von dem Grabmal der Cecilia Metella, welches jeßt Kapo di Bove heißt; ebenfalls vor der Porta St. Sebaſtiano in Rom.

Alphabetiſche Ueberſicht der merkwürdigſten durch alle drey Theile zerſtreueten Gegenſtände.

Abbaten in Rom. Theil III. Seite 92.
Abendwanderung in Rom. III. 83.
der Abgrund bei Surrent. II. 53.
Abwechſelung und Einheit in der Landſchaft. III. 146.
Advokaten in Neapel. II. 92.
Albano. III. 165.
Allegorie. III 235.
die Amazonenſchlacht, in Marmor, im Kapitol zu Rom. II. 117.
Michael Angelo. III. 3. 19. 204. 225.
— — deſſen Chriſtusbild. II. 19[illegible].
Ankona. I. 57.
Antike Bibliothek in Portici. II. 77.

Antike Gemälde in Portici. II. 76.
—— Kaſernen in Pompeji. II. 65.
Antikes Landhaus in Pompeji. II. 67.
Antiker Weinkeller in —— II. 68.
Apollo von Belvedere in Rom. III. 141. 155. 183.
—— Muſagetes in Rom. III. 42.
die Apoſtoliſche Kammer in Rom. III. 270.
Architekten. III. 248.
der Arno und deſſen Ufer, bei Florenz. III. 239.
Arzt, ein Neapolitaniſcher. II. 19.
die Aſchermittwoche, in Rom. III. 195.
Aventin. III. 159.
der Averner See bei Pozzuoli. II. 32.
Averſa, vormals Atella. II. 18.
Ausſicht von der Peterskuppel in Rom. III. 240.
Autoren, die klaſſiſchen, in Taſchenformat. III. 252.
die Bäder des Diokletian in Rom. III. 96.
— —— der Livia daſelbſt. III. 108.
— —— des Titus daſ. III. 130.
Belvedere in Rom. III. 41. 73.
Bemerkungen auf meiner Rückreiſe aus Italien. III. 283.
die Bettler in Rom. III. 8.
Bildſäule des Pabſts Clemens XII in Ankona. I. 69.
Bildung, menſchliche und thieriſche. III. 228.

Boden, klaſſiſcher. III. 69.
der Borgheſiſche Fechter. III. 116.
Borromino. III. 113.
die Brücke des Kaligula bey Pozzuoli. II. 31.
Catolica. I. 47.
Cecilia, die heilige; in Rom. III. 182.
Cicero's Villa. II. 13. 30.
Civita Kaſtellana. I. 107.
Copri miſeria. III. 101.
Cora. III. 167.
platte Dächer in Neapel. II. 83.
Diana und Endymion, im Kapitol. II. 121.
Dianens Hain, bei Aricia. III. 117.
Diktator in Rom. III. 262.
Domenichino's Gemälde: die heil. Cecilia, in Rom. III. 182.
Einfahrt in Neapel. II. 18.
Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit; eine Betrachtung beim Anblick der Kolonnade auf dem Petersplatze in Rom. III. 75.
Einrichtung, häusliche, der Alten; in Pompeji. II. 62.
die Engelsburg in Rom. III. 240.
Engländer und Deutſche in Italien. III. 133.
der Eſquiliniſche Hügel in Rom. III. 239.

Fano. I. 52.
die Feuersbrunſt; ein Gemälde, in Rom. III. 157.
der Flaminiſche Weg, in Rom. III. 150.
Florenz. III. 290.
Foligno. I. 98.
Fondi, II. 9. 98.
Forum Palladium, in Rom. III. 106.
—— Tranſitorium, daſelbſt. III. 214.
Fraskati. I. 170. 174.
der Frevelſteig, in Rom. III. 132.
der Frühling unter den Ruinen, daſelbſt. III. 203.
Fuhrwerk, leichtes, in Neapel. II. 80.
Fund, ein chronologiſcher, im Kapitol zu Rom. II. 106.
Geburtstagsfeyer der Jungfrau Maria, in Rom. II. 142.
Gefrornes, in Neapel. II. 24.
Gelübde der alten und neuen Römer. III. 128.
Geräuſch und Lärm im alten und neuen Rom. III. 153.
Luca Giordano's Gemälde. II. 84.
Gioſtra, oder Stiergefecht, in Rom. II. 198.
der Glaube an den heil. Januarius. II. 95.
Guido R. Gemälde, in Rom. III. 87.
Hackert, Maler in Neapel. II. 25. 59.
Herkulanum, in Pompeji. II. 69.
Höflichkeit und Mundart in Neapel. II. 83.

un Huomo di Conſcienza. II. 100.
der Janikulus, in Rom. I. 201.
Improviſatoren, daſ. III. 25.
Innſchriften, alte, im Kapitol. II. 115.
Juden, in Rom. III. 250.
Juſtiz, römiſche. III. 277.
das Kapitol. II. 111. 191. III. 100. 144. 237.
— —— die Treppe zum Muſeum. II. 112.
der Kapitoliniſche Berg. II. 159.
Kapo di Monte, in Neapel. II. 86.
Kapri. II. 46.
—— die Fahrt dahin. II. 45.
Kapua. II. 17.
die Kardinäle, in Rom. III. 256.
das Karneval, in Rom. I. 161.
die Karthauſe, in Neapel. II. 82.
Kaſtel a Mare. II. 57.
die Kathedralkirche in Florenz. III. 294.
Aug. Kirſch, ein deutſcher Maler in Rom. II. 168.
die Kolonnade auf dem Petersplatz in Rom. III. 75.
das Koloſſäum, in Rom. I. 204. III. 133. 206.
Konſuln des alten Roms. III. 262.
—— des neuern Roms. III. 148.
der Korſo, in Rom. I. 161.

der Korſo, in Rom; Promenade auf demſelben. III. 33.
Pietro von Kortona. I. 215. III. 50.
Kraft des Gemäldes. III. 138.
Kunſt; derſelben Steigen und Fallen. III. 212.
Kunſterwerb. III. 244.
Künſtler, denkende. III. 249.
Künſtlerurtheil. III. 111.
Kunſtwerke; Betrachtung derſelben erhebt den Geiſt und veredelt das Gefühl. III. 158.
Lacrymae Chriſti. II. 90.
Laokoon, in Rom. III. 81.
Lazzaroni, in Neapel. II. 20.
Leben, das öffentliche, der alten Römer. III. 219.
ein Leichenſtein, im Kapitol zu Rom. II. 121.
Liris, der Fluß. II. 15.
Lokalität. III. 67.
Loretto. I. 76.
Macerata. I. 92.
die Madonna von Tivoli. II. 130.
einer Mahlzeit im alten und neuen Rom; Preis. III. 162.
Maria Maggiore; Gegend derſelben. III. 211.
Makko, ein junger Maler, in Rom. II. 185.
Mantua. I. 7. III. 304.
Marcellus Theater. III. 207.

St. Marino; die Republik. I. 22.
die Marmorſärge der Alten, im Kapitol zu Rom. II. 117.
das Marsfeld, in Rom. III. 243.
Martials Prophezeihung. III. 102.
Mauſoleen, in Rom. III. 240.
Mauſoleum der Cecilia Metella. III. 186.
der Meduſa Haupt. III. 44.
Merkwürdigkeit; eine ortographiſche, der vorigen Zeit, im Kapitol. II. 115.
Militär, päbſtliches. III. 79.
Minerva. II. 187.
—— das Vorgebürge derſelben. II. 57.
Mola. II. 12.
der Molo zu Neapel. II. 21.
Monte Cavallo, in Rom. III. 30.
—— Teſtaceo, in Rom. II. 174.
die neun Muſen, im Kapitol zu Rom. II. 120.
die tragiſche Muſe. — Faltenwurf. In Rom. III. 4[illegible]
das Muſeum zu Portici. II. 72.
— —— die Treppe dazu. II. 112.
Narni. I. 105.
Neapel. II. 18.
des Nero Haus. III. 117.

der Obeliſk auf dem Platze del Popolo in Rom. I. 112. III. 200.
— — auf dem Petersplatze in Rom. I. 179.
das Operntheater, daſ. I. 165. II. 211.
ein Opferfeſt der alten Römer. III. 245.
der Pabſt. I. 130.
— — deſſen Seegensſpruch. III. 217.
der Palatiniſche Berg. III. 119. 247.
— — — Abendausſicht von demſelben. III. 160.
— — — Franziskanerkloſter auf demſelben. III. 150.
Pallaſt. Urſprung dieſer Benennung. III. 118.
der Pallaſt Barberini in Rom. III. 50.
— — Farneſe, daſ. III. 225.
Pantheon. Die modernen Thürmchen auf demſelben. III. 103.
St. Pauls Kirche in Rom. II. 236.
Pauſilypo bey Neapel. II. 27.
Perſius; der Dichter. III. 215.
Peſaro. I. 49.
die Peterskirche in Rom. I. 177.
— — das Dach derſelben. II. 178.
der Petersplatz. I. 178.

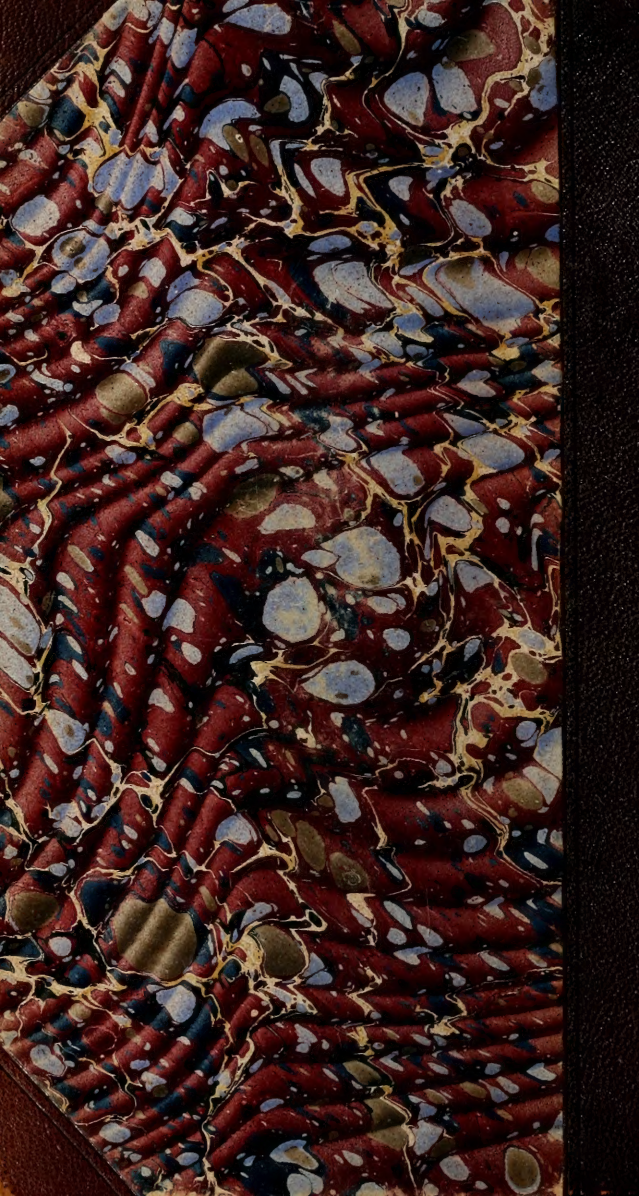
das Pflaſter in Neapel. II. 80.
die Phlegräiſchen Gefilde. II. 42.
die Pinie. III. 127.
Platz, der Spaniſche. I. 137.
Plautius Grabmahl am Ufer des Anio, bey Tivoli. III. 126.
Polizei, römiſche. III. 86.
Pompeji. II. 61.
die Pomptiniſchen Sümpfe. II. 5.
Pons Milvius; Ponte Molle, in Rom. I. 111. III. 208.
Porta del Popolo, in Rom. I. 113. 155. III. 139.
—— — St. Sebaſtiano, daſ. III. 206.
Portici. II. 69.
Portraitmalerey. III. 58.
Pozzolana — Porzellan. II. 43.
Pozzuoli. II. 29.
Prometheus. II. 118.
Propaganda in Rom. III. 36.
Prozeſſion in Rom. I. 124.
Pyramide des Ceſtius, bey Rom. I. 198.
der Rang des Schönen. III. 142.
Raphael. III. 52. 56. 135. 204.
Raphaels Gemälde: die Verklärung auf Thabor. I. 201.
—— —— der heil. Lukas. I. 214.

Raphaels Gemälde: die Feuersbrunſt. III. 137.
—— —— der Parnaß. III. 135.
—— —— die Schlacht des Konſtantin. III. 52.
—— —— die Schule von Athen. III. 136.
—— Logen und Arabeſken. III. 189. 230.
—— Schädel. I. 214.
—— Stanzen. III. 196.
—— Villa. III. 201.
Raphael und Volatera. III. 180.
Reiſe nach Cora. III. 163.
die Reiſegeſellſchafter. I. 15.
Reiterei, römiſche. III. 94.
Rimini. I. 20. 35.
—— die Klöſter daſ. I. 42.
—— der Wegweiſer aus. I. 44.
Römerinnen. III. 254.
Rom. I. 104. 111. 176.
des Romulus Hütte. III. 109.
Rückreiſe von Neapel nach Rom mit dem Procaccio. II. 96.
Ruinen, maleriſche. III. 152.
Sabiner Gebürge. III. 248.
Santa caſa, in Loretto. I. 78.
der Schatz des heil. Hauſes in Loretto. I. 85.

Schlange, die gemalte, in Pompeji. II. 65.
die Schlange nagt an ihrem Schweife. III. 143.
Schmuck, moderner, antiker Säulen. III. 112.
das Schöne iſt eine höhere Sprache. III. 185.
Schule der holländiſchen Maler. III. 137.
Schutz gegen Gewalt und Unterdrückung. III. 64.
Sciorocco. III. 275.
der Seegen des Pabſts; ſ. Pabſt.
die Seligſprechung auf dem Kapitol in Rom. II. 154.
Senator, in Rom. III. 264.
Senigaglia. I. 54.
Sermoneta. III. 173.
Sezza, Sueſſa, Sinueſſa. II. 16.
Shakeſpear. III. 71.
Signatur des Schönen (bey der Betrachtung des Apollo von Belvedere). III. 141.
die Sixtiniſche Kapelle. III. 3.
der Spanier. III. 295.
Spaniſche Platz; ſ. Platz.
Spaziergänge der alten Römer. III. 210.
Spielarten des Geſchmacks. III. 233.
Spiele in Rom, Circenſes. II. 136.
—— der Knaben in Rom. II. 203.
—— das Ballonſpiel. II. 207.

Vetturine. I. 11. 88. 90. 93.
Via ſacra. I. 219.
Vielfältigkeit und Mannigfaltigkeit. III. 216.
die Villa Borgheſe, in Rom. II. 222.
—— Ludoviſi, bei Fraskati. I. 174.
—— Medicis, in Rom. I. 142.
—— Millini, bei Rom. II. 106.
—— Pamphili, daſ. I. 148.
die Villeggiatura. II. 154.
Virgils Grotte. I. 9.
—— Grabmal. II. 28.
Volks-Aberglauben in Rom. II. 165.
——-Lieder daſ. III. 59.
——-Speiſewirthe. III. 124.
Wanderung, mittägliche, in Rom. III. 124.
die Zeche zu bezalen, beſondere Art. II. 34.
Zelter, der weiße, in Rom. III. 268.

Verbeſſerung.

Theil III. Seite 189. In der Ueberſchrift, lies: Logen des Raphael, ſtatt: Copien des Raphael.